

Das Land der »Roten Erde« - meine neue, sonnige Heimat

Mitten im Herzen Afrikas, im Kongobecken, liegt die reichste Kolonie Afrikas: Belgisch-Kongo, auch Congo Belge genannt. Sie ist 60mal so groß als die Schweiz. Verwaltungsmäßig ist Belgisch-Kongo in 6 Provinzen mit zusammen 23 Distrikten eingeteilt, die ihrerseits aus 132 Territorien oder Territorialgebieten bestehen.

Die Provinz Katanga

Die süd-östliche Provinz heißt **Katanga**, wohl eine der reichsten und blühendsten Provinzen von Belgisch-Kongo. Mit 560 000 qkm ist sie 12mal so groß als die Schweiz. Nach der letzten Zählung, Januar 1955, hat Katanga eine einheimische Bevölkerung von 1 456 385 Einwohnern und weist auch noch 28 457 Ausländer auf. Die moderne Hauptstadt heißt Elisabethville, hierzulande kurz „E'ville“ genannt.

Diese Provinz bietet ein mannigfaches Bild. Allgemein gesprochen ist sie ein Hochland mit entgegengesetzten Hügel- und Höhenzügen. Alles konzentriert sich im Osten. Es beginnt mit den Terrassen des Samba- und Lunda-Plateaus, die 500 bis 1000 Meter hoch liegen. Die Nebenflüsse des **Kasai** entspringen alle auf diesem Hochland und fließen in süd-nördlicher Richtung. Die Erosion hat viele Hügel, tiefe Täler, die reißenden Stromschnellen und hohe Wasserfälle gebildet. Im wesentlichen bedeckt das Hochland Busch und Savanne.

Im Südosten beginnt das Gelände plötzlich zu steigen und erreicht eine Höhe von 1600 bis 1800 Meter. Gewaltige Berge und Bergketten und Seen verschönern das Landschaftsbild. Die höchsten Ebenen an der Tanganyika(-Kongo-)grenze sind über 2000 Meter hoch. Natürlich haben diese Höhen das gleiche Landschaftsbild wie unsere deutschen Alpen. Daß dieses Gebirgsland Quellgebiet vieler Flüsse ist, liegt auf der Hand. Der wichtigste Fluß ist der Kongo, zu Anfang auch Lualaba genannt, der der Kolonie und dem Becken den Namen gegeben hat. Mit 4 600 km Länge steht er an siebter Stelle aller Flüsse der ganzen Welt. Zahlreiche Nebenflüsse führen ihm ihre Wasser zu. Es würde zu weit führen, wollte ich noch von der großen Entwicklung des Fluß-, Bahn- und Straßenverkehrs in dieser Provinz Katanga sprechen. Uns ist ja die eigentliche Katanga-Eisenbahn bekannt, die sich an der Grenze von Angola an die Portugiesische Bahn anschließt und die somit den Verkehr von Lobito über Dilolo nach E'ville vermittelt. Die Bahn braucht für diese Strecke 71 Stunden und wird viel benützt.

Dank ihren natürlichen Reichtümern hat diese Provinz einen bedeutsamen Aufschwung genommen. Ihre Zukunft zeigt sich in besonders günstigem Licht, weil die Haupttätigkeit in Katanga der Bergbau bildet. Die Kupfergewinnung, die Kobalt-Industrie, Uranerze und Zinn beherrschen die ganze Wirtschaft in der Provinz. Auch spielt die Landwirtschaft eine große Rolle, um die arbeitende Bevölkerung der Industriezentren mit ihren Erzeugnissen zu versorgen.

Katanga gehört der südlichen Halbkugel an und hat, was die Jahreszeiten anbelangt, besondere Eigentümlichkeiten. Wenn zum Beispiel in Europa der Winter beginnt, fängt bei uns der Sommer an. Ihr habt am 21. Dezember den kürzesten Tag, wir aber den längsten. Wir rechnen weniger mit den Jahreszeiten und sprechen vielmehr von einer Regenzeit und einer Trockenzeit. Die Regenzeit beginnt für gewöhnlich im September und hört anfangs Mai auf. Im Januar ist wohl eine kurze Trockenzeit zu verzeichnen. Die eigentliche Trockenzeit ist von Mai bis September. Natürlich besteht die Regenzeit nicht aus Regentagen oder gar aus Regenwochen. Es sind gewaltige Regenschauer, begleitet von Blitz, Donner und Sturm, die aber nur 3 bis 5 Stunden andauern. Nachher lacht meist die liebliche Sonne wieder. Wunderbare Regenbogen lassen einen aufjubeln, und das herrliche Abendrot stimmt die Seele zum Dankgebet.

Diese Provinz hat wohl das beste Klima für uns Ausländer und das gilt auch für unsere Mission. Die Nächte sind durchweg kühl, und am Morgen kann es sehr frisch sein. Das Thermometer zeigt morgens um 6 Uhr 17 bis 19 Grad in den

Monaten meines Hierseins. Um die Mittagstunde haben wir 30 bis 35 Grad im Schatten, gar manchmal auch mehr. Gegen Abend geht die Temperatur langsam zurück, um 18 Uhr gewöhnlich bis auf 28 bis 26 Grad. Was die Uhrzeit anbetrifft, sind wir in Deutschland zwei Stunden voraus! Die Hitze ist somit auf dem Thermometer gesehen nicht einmal so übel. Daß mir der Schweiß tropfenweise den Rücken herunterläuft und ich nach jeder Bewegung und Anstrengung „pudelnaß“ bin wie ein kleines Kind, will ich nur so nebenbei bemerken. Gottlob haben liebe Mitbrüder in Köln für Extraleibwäsche vorgesorgt, wovon ich natürlich ausgiebigen Gebrauch mache. Wichtigste Gesundheitsregel hier ist und bleibt: Hüte dich vor Erkältung!

Mit der heutigen Post überreiche ich Euch, meine lieben Missionsfreunde, einen neuen Bericht aus unserer Salvator-Mission Kapanga. Die ersten Ausführungen sollen lediglich dazu dienen, das Land der „Roten Erde“, meine neue, sonnige Heimat, kennenzulernen. Mancher könnte vielleicht meinen, daß vieles nicht so notwendig sei zu erwähnen, aber wir haben auch viele liebe Mitbrüder, denen die Mission einmal ihre Heimat werden wird und die sich daher sehr interessieren für einen Überblick. Interessanter werden dann die Kapitel über unsere Hauptzentrale in Kapanga, über die Missionsstation in Musumba, über das Wirken der ehrwürdigen Schwestern Franziskanerinnen, Missionärinnen Mariens in Kapanga, die viel berühmten Buschpastorationen unseres lieben Pater Leonard und nicht zuletzt das große Problem der Aussätzigen in unserer Mission. Diese Schilderungen sollen Euch einführen in den Wirkungskreis der Missionäre, das, was momentan getan wird und noch getan werden kann. Ist diese Gesamtschau in unsere Mission zu Ende, dann werden Berichte folgen über das gewaltige **Lundareich** und **Lundavolk** mit seinen Sitten und Gebräuchen, um so die Volksseele in ihren Grundtiefen kennen, schätzen und lieben zu lernen. Man nennt das Volkskunde, und das wird wohl einer der schönsten Berichte werden. In der Zwischenzeit werde ich wohl eine Sammlung von Sagen und Märchen und Volksliedern bereit haben, um auch damit dienen zu können — trotz der vielen Arbeit, die einem seeleneifrigen Missionär nie ausbleibt.

Im Vordergrund aller Arbeiten steht das Studium der einheimischen Lunda-sprache, die zur Gruppe der 300 Bantusprachen und Bantudialekte gehört. Die Lunda-sprache ist auch eine Klassensprache, das heißt, die Hauptwörter werden in neun Klassen eingeteilt, die jede für sich besondere Vorsilben verlangen — in der Einzahl wie in der Mehrzahl. Hier nur ein Beispiel für viele: **muntu muwamp** = der gute Mensch, **antu awamp** = die guten Menschen. Das „tu“ hier hat noch eine besondere Aussprache. Viel komplizierter sind die Satzaussagen (verbum), von denen es wohl über 20 Formen gibt. Ja, da heißt es Lernen und nochmals Lernen, zumal es Vor- und Nachsilben gibt und dazu noch das Objekt (Gegenstand einer Tätigkeit) der Person als sogenannte „Insilben“, die Satzaussage enthaltend. Wenn der Wunsch laut wird, kann ich einmal mehr darüber schreiben. Nun versetzt Euch einmal in meine Lage: alt wie ich bin, ein guter Wille ist da, aber mein Gedächtnis gleicht einem Sieb, was man hineinschüttet, fällt alles durch, nichts will haften bleiben. Nur der Umgang mit den Buben bringt Leben in diesem Sprachgewirr von Babel. Ich will keineswegs leugnen, daß jüngere Kräfte sich viel leichter tun. Darum keine Angst, die Ihr berufen seid, in unserer Mission zu arbeiten. Was wir Anfänger nun brauchen, ist Euer Gebet zu Gott, dem Heiligen Geist, damit Er uns seinen Beistand verleihe. An Gottes Segen ist ja alles gelegen! Zum hochheiligen Osterfeste wünsche ich Euch allen des Auferstandenen reichsten Gnadensegen: Seine Liebe und Freude und Kraft! In Ihm und mit Ihm sind wir alle wohl geborgen. Dir Heiland allein durch Maria! In diesem Sinne will ich schließen und grüße Euch in treuer Verbundenheit

Euer stets dankbarer Afrika-Missionar
P. Ludwig M. Heitfeld S. D. S.

Meine lieben Missionsfreunde!

Herzlich grüße ich Euch als Jubelpriester im Silberkranz. Weit von der Heimat entfernt im afrikanischen Busch feierte ich am 13. März im Kreise lieber Mitbrüder mein Silbernes Priesterjubiläum und am 17. März in dieser Pfarrei Musumba.

Der Silberkranz ist Zeugnis von stiller Freude und bitterem Leid, er könnte reden von Opfer und Verzicht, von harten Missionswegen in China, von Entbehrungen eines Missionars, von Drangsalen und Kerker um Christi willen. Ja, das „Adsum“, das ich am 13. März 1932 am Weihealtar auf dem Klosterberg, Passau, gesprochen habe, dieses „Adsum“ hat der Ewige Hohepriester mit seiner Liebe gesiegelt und mit seinem Blute getauft. Darum sind Jubiläumstage der Priesterweihe und Primiz für mich besondere Freuden- und Dankestage. Wer immer durch ein Glückwunschs schreiben seine Liebe zu mir kundtat, meiner im Gebete gedachte, wer mit mir das Magnificat betete oder im Te Deum dem Herrn ein Loblied sang: für alle Liebe, für jedes Leid und jedes Kreuz — dem sage ich meinen aufrichtigsten Dank. Ja, betet alle Tage recht kräftig die Dankes-Präfation für uns Priester! Das größte Geschenk des Himmels an die Erde ist ja ein heiliger Priester!

Zahlreiche Briefe erreichten mich ob des Reiseberichtes, der mit sichtlicher Freude und großem Interesse aufgenommen wurde. Es ist ja so schön, wenn Gleichgesinnte miteinander fühlen und plaudern können. Eine Frage lag allen Missionsfreunden auf den Lippen: ob ich mich auch eingelebt habe? Aber natürlich, wenn ich auch die ersten „Kinderkrankheiten“ des Tropenklimas habe mit durchmachen müssen. Das bleibt keinem erspart; ist doch die Umstellung in Klima und Kost zu groß, aber die Gewohnheit trägt ja viel zum Besseren bei. Wie Ihr alle wißt, gehörte ich der Klasse der „Schwergewichtler“ an, bin nun aber dem Verein der „schlanken Linie“ beigetreten; denn meine Bauchweite hat um 7 cm abgenommen und ich bin 10 bis 12 Pfund leichter geworden. Nun werdet Ihr, wie in einem Liede, singen: Wenn das so weiter geht ein ganzes Jahr, ja Jahr . . . Keine Angst und keine Sorge um mich! Ich werde ja mit jedem Tag jünger anstatt älter, zudem fühle ich mich wohlher und bin behender als der erste Mann an der Feuerwehrspritze.

Eine große Neuigkeit habe ich Euch nun zu berichten. Am 9. Februar bin ich nach der Missionsstation **Musumba** übergesiedelt — gute 5 km von der Hauptzentrale entfernt. Ich soll dem hochwürdigen Pater Jeroom Gesellschaft leisten und ihm in der Seelsorge behilflich sein. Auch habe ich hier wohl eine bessere Gelegenheit, die Lunda-Sprache zu erlernen. Arbeit gibt es in Hülle und Fülle, auch für einen Sprachkundigen. Ob ich gerne gegangen bin? Selbstverständlich! Bei uns zuhause ist der Wille Gottes immer und überall ausschlaggebend. Zudem bin ich bei dieser Versetzung den Ärmsten der Armen, den lieben Aussätzigen, näher gekommen, denen ich ja ein gütiger Vater und Priester sein will, sobald ich die Sprache beherrsche. Nur der Güte ist es eigen, aufzuschließen und andere Herzen zu erschließen. Wenn die Güte die in Taten gelebte Liebe ist, die sich ganz ausgibt, bei jedem Herzschlag immer neuen Erweis der Liebe bringt, wenn die lieben Aussätzigen das sehen und erfahren, dann werden sie glücklicher und erachten ihr Leid für lauter Freude, nach den Worten des Völkerapostels. Helfet mir im Gebete diese gütige Liebe und liebende Güte an den Aussätzigen wahr zu machen!

Das Territorialgebiet Kapanga

Im nord-westlichen Teil dieser Provinz Katanga, hart an der Grenze der portugiesischen Kolonie Angola, liegt das Territorialgebiet **Kapanga** und damit auch unsere Salvator-Mission. Dieses Gebiet erstreckt sich, in runden Zahlen ausgedrückt, vom 7. Grad 50 Minuten bis zum 9. Grad südlicher Breite und vom 22. Grad bis zum 23. Grad 45 Minuten östlicher Länge. Es hat nach neuester Zählung 45 000 Einwohner des **Lunda**-Volkes, die vielfach in größeren und kleineren Dörfern zusammen wohnen. Die Grundstruktur, wie bereits gesagt, ist Hochland, etwas über 800 Meter hoch und durch Hügelzüge und Täler gekennzeichnet. Das Eigenartige ist: die Erde ist rot, der Staub ist rot! Es ist das Land der „Roten Erde“, nicht

Westfalen, sondern Kapanga. Kein Wunder, wenn unsere weißen Habite sehr oft die „rote Erde“ Kapangas tragen. So weit der Blick reicht, immer nur Savanne mit vielen großen und kleinen Flußläufen.

Es dürfte nicht uninteressant sein, hier zu bemerken, daß an die 700 Aussätzige im Busch zerstreut leben und im letzten Jahre behandelt worden sind. Allein 200 Aussätzige leben im Umkreis von 25 km um Musumba. Im Aussätzigenheim **Kabaji** nur 9 km von Musumba, verweilen 500 Aussätzige mit 700 Angehörigen. Zu dem Aussätzigenproblem werde ich in einem besonderen Bericht Stellung nehmen, weil es für unsere Mission in den Brennpunkt gerückt ist.

Der **Luluafuß** hat seine Quelle im süd-westlichen Grenzgebiet von Katanga. An seinem Lauf liegen nahebei die Verwaltungszentren Sandoa und Kapanga, Orte, die wir aus dem Reisebericht bereits kennengelernt haben. Von Sandoa 100 km flußabwärts in der Nähe von **Samuzambo** ist der erste berühmte Luluawasserfall. Bei Kapanga ist der Fluß schon 100 m breit. An zwei Stellen vermitteln Fährden den Verkehr über den Fluß, eine davon ist eine sehr gute Seilfähre, 11 km von unserer Hauptzentrale. Untersuchungen sind bereits vollendet, um zwischen beiden Fährden in der Nähe unserer Missionszentrale über den Fluß eine mächtige Brücke zu bauen. Denn zur Zeit der Regenperiode, besonders im März, kann man kaum den Fluß mit der Fähre überqueren.

Für Jagdliebhaber habe ich noch eine interessante Notiz: Krokodile und Nilpferde bevölkern diesen Luluafuß bei Kapanga. Letztes Jahr im Oktober wurden innerhalb einiger Tage bei Nacht über 100 Krokodile erlegt; denn die verarbeitete, horngepanzerte Haut des Krokodils macht vielen Menschenkindern Freude.

Weitere berühmte Stromschnellen und Wasserfälle befinden sich bei Lubondai und Luebo im Distrikt Kasai, die eine Höhe von 27 Metern zeigen. Von Luebo wird der Luluafuß schiffbar, wo er eine Breite von 360 Metern erreicht. Er mündet dann nach friedlichem Lauf in den Kasaistrom.

Unsere Salvator-Mission im Lichte dieser Ausführungen

Man wird vielleicht erstaunt sein, wenn ich heute schreibe, daß sich unsere Mission nicht ganz mit dem Territorialgebiet von Kapanga deckt. Was nun jenseits vom 23. Grad bis zum 23. Grad 45 Minuten östlicher Länge liegt, wird von den Scheutvelder Missionaren von der Station Tubeya, Provinz Kasai, aus pastoriert. Diese Missionare sind Weltpriester, die sich zu einer Kongregation des Unbefleckten Herzens Mariä zusammengeschlossen haben. Sie wurde von Hochw. Herrn Th. Verbiest 1862 in Scheut (sprich: Schöt) bei Brüssel gegründet.

Fast nur der nördliche Teil ist bevölkert und hat 12 000 Einwohner, die alle ohne jede Ausnahme dem Volksstamm der **Lunda** angehören. Missionsposten sind nicht vorhanden, da nur Buschpastorationen durchgeführt werden. Diese sind äußerst schwierig, weil nur eine Straße vorhanden ist und die Dörfer größtenteils im Busch liegen.

Unsere jetzige Salvator-Mission umfaßt drei Fünftel des Territorialgebietes von Kapanga. Das Gebiet ist demnach ungefähr 15 000 qkm groß, also nur die Hälfte des Königreiches von Belgien. Als Bevölkerung dieses Gebietes können wir wohl 33 000 Einwohner buchen, ein Zeichen, wie schwach bewohnt dieses Land ist. Leider ist es uns unmöglich, eine genaue Zahl der Katholiken anzugeben. Die Zahlen des Taufbuches können nicht als eine gerechte Grundlage dienen, weil mittlerweile viele Auswanderungen stattgefunden haben. Bis eine gründliche Zählung vollendet ist, nennen wir schätzungsweise fünf- bis achttausend Katholiken für unsere Mission.

Es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß einmal dieses kleine Gebiet zu unserer Mission kommt, sobald wir selbständig werden und eine gute Anzahl von Missionaren zur Verfügung haben. Politisch und geographisch gesehen wäre es zu wünschen. Auch der Kaiser und seine Notabeln sind stark für eine Vereinigung dieses Gebietes mit unserer Mission, zumal dort die Wiege des **Lundavolkes** war.

Verwaltungszentrum Kapanga

Für das Territorialgebiet ist **Kapanga** der wichtigste Durchgangsort und Handelszentrum. Der Ort selbst ist klein, aber vorbildlich angelegt. Hohe Mangobäume und Palmen zieren die Alleen. Die Einwohnerschaft besteht aus 25 Weißen und 800 Eingeborenen. Seine Bedeutung liegt einzig und allein darin, daß er der Sitz des Administrators mit seinem Stab ist und ein Postamt und eine Radiotelegraphenstation besitzt. Kapanga hat auch eine kleine Fabrik zur Verarbeitung (Auskörnen) der Baumwolle, die in diesem Gebiet nur mäßig angepflanzt ist. Man plant auch, aus dem Samen Öl zu gewinnen. Beglückend für uns ist: die Automobilgesellschaft „Sankuru — M. A. S.“ hat hier eine Station; denn sie bringt uns immer jeden Montag die Post und verläßt am Mittwochmorgen wieder Kapanga. Sie vermittelt auch Frachten und einheimische Passagiere bis nach E'ville.

Man sollte meinen, daß am Ort die Hauptzentrale ist. Dem ist aber nicht so. Die Mission hat hier nur eine „Buschschule“ von rund 80 Lernbegierigen. Jeden Sonntag um 7 Uhr findet in der Schule der Gottesdienst statt, auch für die Einheimischen der nächsten Dörfer. Ich wollte, Ihr könntet diese armseligen Umstände der „Buschkapelle“ einmal wahrnehmen. Des Herz würde einen Moment stillstehen bei diesem Anblick! Tränen würden Eure Augen füllen ob dieses armen Bethlehem! So Gott es will wird in der kommenden Trockenzeit ein neues Kirchlein in Kapanga erstehen. Unsere lieben Mitbrüder in der Schweiz haben durch unsere Zeitschrift „Missionär“ eine „Buschkapellen-Aktion“ für unsere Mission unternommen. Dank der freigebigen Schweizer Katholiken, jung und alt, wird es uns ermöglicht, diese erste Kapelle zu bauen. Sie soll nicht nur der einheimischen Bevölkerung dienen, sondern auch den Weißen am Ort. Im Namen unserer Mission möchte ich allen von ganzem Herzen danken für die Bereitwilligkeit und Großzügigkeit, mit der unsere Bitte aufgenommen wurde.. Welches Opfer oft hinter den Betragen stand, das kann nur Gott ermesen. Möge Er denn auch jedem der gütige Lohner seiner Gabe sein. Unseren lieben Mitbrüdern in Zug auch unseren aufrichtigsten Dank!

Die Hauptzentrale unserer Salvator-Mission Kapanga

Unsere Missionszentrale liegt idyllisch mitten in der Savanne eingebettet auf einem Hügelzug. Eine wunderbare Aussicht ringsumher. Soweit das Auge schaut: nur grüne Hügelzüge und liebliche Täler. Selbst Musumba kann man in der Ferne erblicken. Im Volksmund heißt unsere Zentrale einfach „Kwintit“, wörtlich: zum Fluß gehen, weil im naheliegenden Tale ein munteres Flößlein, Luaza, fließt. Nur gute 6 km ist unsere neue Heimat vom Verwaltungsort Kapanga entfernt. Sie liegt auch an der „Autobahn“, die über Luisa nach Luluabourg führt.

Im Blickfeld steht sofort die mächtige Kirche und das Patreshaus. Die Kirche ist Christus dem Könige geweiht. Sie ist 45 Meter lang und 10 Meter breit und wurde 1929 erbaut. Seinerzeit war die Kirche zentral gelegen für die Gläubigen von Kapanga und Musumba, aber die Entwicklung brachte es mit sich, beide Ortschaften besonders zu versehen.

Das Patreshaus ist ein langes, einstöckiges Gebäude mit je einem Flügel und gleicht einem nach Osten offenen Viereck. Breite Veranden mit prächtigen Rundbögen an der Außen- und Innenseite geben dem Bau einen guten Anblick. Platz für eine größere Kommunität ist vorhanden. Hier ist wirklich keine Wohnungsnot! Wer immer sich von der S. D. S. berufen fühlt, im Dienste der Mission zu arbeiten, ist herzlich willkommen. Dieses Willkommen gilt aber auch allen Jungmannen und Jungmädeln in der teuren Heimat. Betet doch einmal um die große Gnade des heiligen Berufes! Der göttliche Heiland ist unermesslich reich in seiner Liebe und um Euch diese Gunst zu erweisen. Wir haben hier eine reiche Ernte zu erwarten und es fehlen die Schnitter.

Laßt uns einen Spaziergang machen durch die herrlichen Anlagen, umrahmt von hohen Palmen und Mangobäumen. Eine gute Schreinerei nennen wir unser eigen, die vielleicht schon im Herbst einer neuen Fachschule wertvolle Dienste leisten wird. Daneben liegt auch die Ziegelei, um die Dachziegel und Ziegelsteine zu formen und brennen. Was das für eine Arbeit ist, bis erst das richtige Material, Termitenhügel Erde und Erde vom Luluafuß, herbeigeschafft ist, kann sich keiner vorstellen.

Zur Zeit wird mit Hochdruck gearbeitet; denn die hiesige „rote Erde“ ist für stabile Bauten nicht verwendbar. Zudem wollen wir in der Trockenzeit den diesjährigen Bauplan ausführen. Einige Häuschen der Angestellten und Arbeiter sehen wir nicht unweit im Busch liegen. Wir sind natürlich Selbstversorger und haben daher eine Herde von Ochsen mit langen Hörnern und Kühen und Jungvieh, ungefähr 25 Stück. Im Tale liegt der stattliche Garten, um uns und die internen Schüler zu ernähren. Auch Maniok- und Maisfelder sind angebauet. Fürwahr ein großer Betrieb. Es könnte noch viel mehr geschehen und herausgewirtschaftet werden, wenn wir noch einen guten Bruder hätten! Man muß bedenken, daß wir 400 bis 500 Kilometer vom Handelszentrum wohnen, um das Lebensnotwendige herbeizuschaffen.

In der Hauptzentrale ist der Superior, Pater Hermann Joseph, Pfarrer und Direktor der Missionsschule für Knaben. Mit ihm arbeiten die Patres Leonard, Albert und Anselm sowie zwei ehrwürdige Brüder, Bruder Heinrich und Bruder Franz. Von einer eigentlichen Pfarrseelsorge wie in Musumba kann man wohl kaum von dieser Zentrale sprechen. Die Gläubigen wohnen zumeist zu weit weg in den umliegenden Dörfern. Jeden Werktagmorgen um 6.30 Uhr ist der Schulgottesdienst. Unsere internen Schüler und Lehrer sowie die Internen der Mädchenschule mit den Lehrschwestern nehmen geschlossen teil. Täglich gehen 200 Gläubige zum Tisch des Herrn. An den Sonn- und Feiertagen wird um 9 Uhr ein Hochamt gesungen. Den Choralgesang leitet mustergültig der ehrwürdige Bruder Heinrich. Leider haben wir noch kein Tropenharmonium, um die kirchliche Feier zu heben und würdig zu gestalten.

Der Aufgabenkreis der Hauptzentrale liegt vor allem in der Gestaltung und Verwirklichung der „Buschpastorationen“ und in der Erziehung der Jugend in der Missionsschule. In unserer Mission kommt vorläufig nur die Buschpastoration in Frage, bis genügend Kräfte vorhanden sind, um neue Missionstationen zu errichten. Unser lieber Pater Leonard hat sich als Buschpater unsterbliche Verdienste für die Seelsorge und die Schulen im Busch erworben. An die 150 Dörfer sind zu betreten und 44 Lehrer stehen im Dienste der Buschschulen mit rund 1 800 Schülern. In einem eigenen Bericht werde ich dieses schwierige Apostolat schildern und die Probleme aufweisen, die tatsächlich vorliegen und schnellstens behoben werden müssen.

Nun haben wir auch in Hochw. Pater Albert einen zweiten „Buschpater“. Er versieht täglich mit dem Fahrrad die umliegenden Dörfer von Kapanga in einer Entfernung von 25 km. Und was er tut, das macht er gründlich und mit einem Eifer, der erbaulich ist. So zum Beispiel fährt er nachmittags zu einem Dorf und bereitet alles vor und kommt abends wieder heim. Am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe bricht er auf, um die hl. Geheimnisse dort zu feiern. So geht es nun Tag für Tag, Woche für Woche, unermüdlich tätig zum Wohle der ihm anvertrauten Seelen.

Hochw. Pater Anselm ist noch mit dem Studium der Lundasprache beschäftigt. Zur Zeit vertritt er den hochwürdigen Pater Albert und liest täglich bei den ehrwürdigen Schwestern Franziskanerinnen, Missionärinnen Mariens, die heilige Messe und am Sonntag in der Pfarrkirche. Vor meiner Versetzung nach Musumba am 9. Februar hatte er auch hier an den Sonntagen ausgeholfen. Nur durch den persönlichen Einsatz aller Kräfte lassen sich die Aufgaben der Mission in Kapanga verwirklichen.

Daß unsere ehrwürdigen Brüder, Bruder Heinrich und Bruder Franz, alle Hände voll zu tun haben, hier und da helfend einspringen, brauche ich wohl nicht eigens zu erwähnen. Zur Zeit wird bei den ehrwürdigen Schwestern ein Bau hochgeführt, um Schlafräume für die internen Mädchen fertigzustellen. Ehrw. Bruder Franz hat sich hier als Baumeister entpuppt. Ein Hitzschlag mit Malaria warf ihn aufs Krankenlager, und er war wirklich lebensgefährlich erkrankt (Freitag, den 15. März). Dr. Treeborn von der Methodistenmission überwachte unermüdlich das junge Leben. Gott Lob und Dank befindet sich ehrw. Bruder Franz auf dem Wege der Besserung.

Der zweite Aufgabenkreis der Hauptzentrale ist die so notwendige Erziehung der Jugend in der Missionsschule. Schon lange war sich die gesamte Kongo-Mission darüber klar, daß die Seelsorge allein niemals ausreichen würde, die religiösen Probleme zu meistern. Wer die Jugend hat, hat auch die Zukunft. Mit dieser Devise beseelt, wurden in jeder Mission Schulen, Volksschulen und höhere Schulen errichtet. Tüchtige Laien sollten heranwachsen, die später im öffentlichen Leben treu

zur Kirche stehen, die aber auch ein Wort mitreden in Presse und Wirtschaft. So entstand die Normalschule für katholische Lehrerbildung in Sandoa, die bereits gute Lehrkräfte für unsere Mission stellte und jedes Jahr acht talentierte Volksschüler von unseren Schulen aufnimmt. Auch wir dürfen im Kampfe um die Schulen in der Mission nicht müde werden!

Unsere Hauptzentrale weist ein großes Schulgebäude auf und hat einen guten Spielplatz, wo die Jugend nach Herzenslust Sport treiben kann. Zu beiden Seiten des Platzes stehen je sechs Häuschen für die Lehrer mit ihren Familien. Wir haben nun 370 Schüler und davon sind 150 Interne, die andern kommen teils zu Fuß, teils mit dem Fahrrad zur Schule. Zehn Lehrkräfte stehen dem Pater Direktor zur Seite, um die Jugend zu schulen und zu sittlichen Menschen zu erziehen. Die Schulzeit umfaßt nur fünf volle Jahre. Von den Schülertlassen werden klugerweise die besten und talentiertesten auserwählt zu einer sechsten Klasse, die als Vorbereitung und Übergangsklasse gilt für die auswärtigen Schulen in Katanga. Feste Plätze für unsere Schüler sind bisher: in Kolwesi die Secundarschule, in Mukulakulu die Fachschule, in Kasaji die Agrarschule, in Kongolo eine höhere Agrarschule und in Sandoa noch die Ausbildung als Krankenwärter. Durch Vermittlung kommen unsere Jungens auch nach Kamina, Jadotville und Elisabethville. Nicht an letzter Stelle steht natürlich auch die Erziehung des einheimischen Klerus. Jedes Jahr gehen gewöhnlich drei ins kleine Seminar der Franziskaner in Kanzenze. Zur Zeit haben wir sechs Seminaristen in Kanzenze, die sich auf den Priesterberuf vorbereiten. Einer ist bereits im Studium der Theologie und stammt aus **Musumba**. So Gott will, kann er in zwei oder drei Jahren sein hohes Ziel erreicht haben. Meine herzliche Bitte an Euch: schließt diese unsere Seminaristen in Eure täglichen Gebete mit ein, damit sie alle würdige Priester im Weinberg unserer Salvator-Mission werden.

Das Gottesreich wächst nicht durch das Apostolat allein. Nicht die Tat, sondern die Gnade verwandelt die Herzen der Menschen. Gottes Gnade aber will erfleht und eropfert werden. Die „betende Heimat“ scheint uns hier in der Mission nicht verlassen zu haben; denn in diesen Tagen standen die „Schnitter“ zur Ernte bereit, um die Früchte einzuheimsen. Auf der Hauptzentrale empfangen die hl. Taufe 74 Knaben, 22 Mädchen und 4 Erwachsene, im ganzen 100 Täuflinge. Das ist fürwahr eine große Freude und ein Ansporn für alle Missionsfreunde; noch mehr als bisher für die Interessen unseres göttlichen Heilandes in unserer Mission zu beten und zu opfern. Denkt an die Worte, die ich Euch zu Weihnachten schrieb: „Euer Beten wird Wunderwerke bauen helfen“! Hier ist der Beweis! Wir Missionare sind nur Eure Arbeiter im Weinberg, Ihr aber seid die Bauherren mit Eurem Gnadenkapital, um diese „Wunderwerke“ bauen zu können. Darum auch unser Dank der „betenden Heimat und der helfenden Heimat“!

Unsere Missionsstation Musumba

Musumba, überaus malerisch gelegen, breitet sich auf einem langgestreckten Hügelzug aus. Nur ein tiefes, grünes Savannental mit sprudelndem Wasser trennt Musumba von unserer Missionszentrale Kapanga. Die Entfernung beträgt gute 5 km.

Ehre, wem Ehre gebührt! Musumba ist eine wohlgepflegte, gut angelegte und geordnete Ortschaft. Ja, sie ist wirklich die größte „einheimische Stadt“ in unserer Mission, wenn nicht in der Kolonie von Belgisch-Kongo. Zählt sie doch rund 4 000 Einwohner: Heiden, Katholiken und Mitglieder der amerikanischen Methodistenmission. Die Zählung im November 1956 durch Herrn Lejeune, médecin colonial, ergab ein ganz interessantes Bild:

Männer: 693 / Frauen: 1 123 / Mädchen: 380 / Kinder: 358

Unverheiratete Jünglinge und Buben, die nicht zur Schule gehen: 431
Schüler und Schülerinnen, auch von auswärts: 871

Musumba hat auch in der Geschichte des **Lunda**-Volkes einen berühmten Namen. Sie ist heute noch das Zentrum und die „Hauptstadt“ eines gewaltigen Lunda-Reiches, gegründet im 16. Jahrhundert. Das Reich erstreckte sich einst vom südlichen Teil des Kasai-Distriktes über die jetzigen Territorialgebiete Kapanga,

Sandoa und Dilolo bis in die portugiesische Kolonie Angola und Nordrhodesia (Britische Kronkolonie). Der Kaiser „Mwant Yavu“, der 19. Herrscher auf dem Thron, und sein Hof haben hier ihre Residenzen. Das Lunda-Volk und -Reich werden auch heute noch von diesem Zentrum aus beeinflußt; denn einheimische Delegierte von auswärts kommen und gehen.

Die Katholische Mission wußte um diese große Bedeutung Musumbas für das ureigene Volk der Lundas. Anfangs pastorierte sie Musumba von der Zentrale Kapanga aus. Erst vor zirka 20 Jahren suchte sie hier Fuß zu fassen. Eine sogenannte „Buschkapelle“ wurde gebaut, direkt auf dem großen Platz zur Linken der kaiserlichen Residenz. Wenn man auf der Hauptstraße Kapanga-Luputa, die durch die ganze Ortschaft führt, nach Musumba kommt, ist diese „Buschkapelle“ sofort sichtbar als ein Wahrzeichen katholischen Glaubens. Die Bezeichnung „Buschkapelle“ will besagen, daß das Dach mit langen getrockneten Gräsern bedeckt ist und gar keine Fensterscheiben aufweist. Vor einigen Jahren erst wurde das Chor mit Dachziegeln versehen. Die Buschkapelle ist 38 Meter lang und 8,80 Meter breit und faßt schätzungsweise 500 Gläubige. Sie ist der hl. Elisabeth geweiht.

Leider hat der Zahn der Zeit zu kräftig an dieser Kapelle genagt. Durch die immerwährenden Regenschauer sind Schäden entstanden, die nur durch eine gründliche Restaurierung beseitigt werden können. Das heutige Mauerwerk vermag kein Ziegeldach mehr zu tragen; es ist in der Maurersprache „bröcklig, mürbe und faul“ geworden. Da gibt es nur eine diesem Gebiet angepaßte Lösung: ein leichter, guter Dachstuhl mit Wellblech belegt. Und zweitens müßte man wohl das Mauerwerk durch besseres Verfügen mit Zement zu kräftigen suchen. Wenn das Innere dieser „Buschkapelle“ auch noch einen hellen, freudigen Anstrich erhält und mit Fensterscheiben versehen wird, ja, dann haben wir ein „Gotteshaus“, würdig unseres göttlichen Heilandes, der hier seinen Thron der Liebe aufgeschlagen hat. Über die Notwendigkeit der Restaurierung dieser Kapelle ist man sich im großen und ganzen wohl einig, aber die arme, arme Missionskasse! Die leidet jetzt schon an Altersschwäche und kann sich kaum auf den Beinen halten. Aber renoviert muß sie unbedingt werden, und das ist eins der **Probleme** Musumbas und der Mission.

Diese Restaurierung würde sich auf Jahre hin lohnen. Ist doch seit den letzten Jahren die Zahl guter Katholiken mächtig im Aufstieg begriffen. Auch die nahe Zukunft scheint sehr verheißungsvoll zu sein. Diese Pfarrei umfaßt außer der Ortschaft Musumba noch acht größere und kleinere naheliegende Dörfer von je 50 bis 200 Einwohnern. Pfarrer ist Hochw. Pater Jeroom, und ich suche mich seit dem 9. Februar nützlich zu machen. Zur Zeit haben wir rund 1000 Katholiken. Daß ein gutes religiöses Leben in dieser Pfarrei vorherrscht, beweist der öftere Sakramentempfang: in einer Woche 1000 Kommunionen. Hier nur ein Beispiel von vielen:

Hochw. Pater Jeroom mußte jeden Morgen bei Tagesgrauen um 6 Uhr an 40 bis 50 älteren Leuten die heilige Kommunion spenden, weil sie nachher zur Arbeit gingen. Es war nämlich nur eine heilige Messe und etwas später. Mit meiner Vertretung nach Musumba lese ich nun diesen frommen, einfachen Leuten die heilige Messe, und sie können in der heiligen Messe kommunizieren. Das Ideal ist und bleibt — liturgisch und christozentrisch gesehen: Opferfeier und Opfermahl. Darum leitet auch Hochw. Pater Jeroom die Gebete und den Gesang mit den Gläubigen zur Vertiefung des Glaubensgeheimnisses. Nun ist Freude auf der ganzen Linie über diese begnadete Lösung. Immer mehr Gläubige kommen zu diesem Frühgottesdienst am Werktag, bereits an die 70 Gläubige.

Täglich um 7 Uhr ist die zweite heilige Messe als Schulmesse. Die katholischen Schüler, Katechumenen und Lehrer nehmen geschlossen teil. Die Einheimischen sind hier sehr angesellig, und so wechseln Meßgebete und Singmessen an den Werktagen. Hochw. Pater Jeroom hat bereits verschiedene Meßgebete in die Lunda-sprache übersetzt. Diese wurden durch den Experten der Sprache, Hochw. Pater Godhard O. F. M., gutgeheißen. Der hochwürdigste Herr Bischof wird gerne sein Imprimatur geben, weil eben auf diesem Gebiet noch Pionierarbeit geleistet werden muß. Bei besonders feierlichen Anlässen wird auch ein Hochamt gesungen. Die Schuljugend im Verein mit den Lehrern und den meisten Gläubigen jubilieren den Choralgesang zufriedenstellend.

An den Sonntagen ist der Frühgottesdienst um 8 Uhr mit Predigt und um 9 Uhr das Hochamt oder auch stille heilige Messe mit Predigt. Anschließend daran findet, wie in Kapanga, hier auch der Eucharistische Segen statt, und darum ist am Nachmittag keine Andacht. Im Laufe der Zeit wird wohl eine dritte heilige Messe an den Sonntagen notwendig sein, weil die Kapelle zu klein wird infolge vieler Bekehrungen. Wir benutzen den Sonntag zu einem Besuch auf der Hauptzentrale — und um EBvorräte einzuheimsen!

Ein weiteres Merkmal religiösen Lebens in dieser Pfarrei ist ein kleines Gebilde echt katholischen Laienapostolates, Legio Mariä genannt. Mit Umsicht hat Hochw. Pater Jeroom diese Vereinigung am 2. Januar 1956 ins Leben gerufen. Den Nucleus dieses Apostolates bilden 30 Frauen und 20 Männer, die jede Woche Dienstag respektive Mittwoch um 17 Uhr zur Besprechung zusammenkommen. Diese Mitglieder beiderlei Geschlechts verwirklichen das Apostolat der Erhaltung und Ausbreitung des Gottesreiches mit dem Pfarrer in selbstloser Weise — Woche für Woche. Die formelle Angliederung der Ortsvereinigung an die Zentrale in Dublin, Irland, wird noch folgen. Die Gebete hatte Pater Jeroom übersetzt, und er erhielt kürzlich das Imprimatur. Es ist höchst interessant, diesen Tagungen beizuwohnen, die ganz im Sinne der Statuten programmäßig ablaufen. In der Berichterstattung ihrer apostolischen Werke sind die Einheimischen sehr rege und aufgeschlossen für höhere und weitgreifende Ziele. Sie brauchen nicht erst zu Eroberungsgedanken entflammt zu werden, das kommt ganz spontan durch die innere Führung Mariens in ihren hochherzigen Seelen.

Daß unsere liebe Gottesmutter Maria diese Seelen erfaßt hat, beweist das tägliche Beten des hl. Rosenkranzes in der ganzen Ortschaft. Sobald am Abend um 19 Uhr der Angelus geläutet ist, leider ein ganz unscheinbares Glöcklein, das kaum durchs ganze Dorf klingt, kommen die gläubigen Nachbarn an zwölf gewissen Zentren zusammen und beten gemeinschaftlich im Freien den Rosenkranz und das Abendgebet. Jeden Samstagabend wird der Rosenkranz im Beisein des Kaisers auch in seiner Residenz gebetet und das schon seit einigen Monaten. Ich bin selbst Zeuge, wie der Kaiser laut mitbetet und bei manchen Hymnen auch mitsingt. Er selbst hatte kürzlich „sein Volk“ aufgemuntert, den hl. Rosenkranz zu beten und gleich dann nach Hause zu gehen; denn nach 19 Uhr ist „Zapfenstreich“: keiner darf sich nach dieser Zeit ohne Licht (Stallaterne) auf den Wegen in der Ortschaft zeigen, um Diebstahl und dergleichen Unfug Einhalt zu gebieten. Und seine Polizei hat ein wachsames Auge! Auch wir Patres beteiligen uns zuweilen an den abendlichen Gebetszirkeln und können uns nur von der Beharrlichkeit aller, groß und klein, überzeugen.

Jede treu geübte Marienverehrung und innige Marienliebe führt bekanntlich zu Jesus Christus, unserm göttlichen Heiland, sei es zur hl. Eucharistie durch öfteren Sakramentenempfang, sei es zu seinem Heiligsten Herzen in dankbarer Hingabe und Sühne. Aus dieser Tatsache heraus entstand letztes Jahr im September der „Herz-Jesu-Bund“, wie es in Holland und Belgien praktiziert wird. Das Ziel des Herz-Jesu-Bundes ist die Heiligung der Familie durch die allseits bekannten Übungen zur Verehrung des Herzens Jesu. Im Mittelpunkt steht aber die Thronerhebung des Herzens Jesu in den Familien. Mitglieder können nur die Väter und Mütter werden, die sich durch einen echt christlichen Lebenswandel und durch ein gut katholisches Familienleben bewährt haben. Die Entscheidung liegt beim Pfarrer Pater Jeroom. Die Einheimischen betrachten es als eine Ehre, diesem Herz-Jesu-Bund anzugehören und streben danach, vorbildlich zu leben. Bis zur Stunde zählt der Bund 41 Familien, die fürwahr die Elite dieser Pfarrei bilden, die fernerhin durch ihr einwandfreies Beispiel andere anspornen.

Zu den obigen Ausführungen möchte ich eine wichtige Bemerkung machen. Man schalte bitte von vornherein jeden Gedankengang aus, als seien die „primitiven Völker“ zu dieser Geisteshaltung und Geistesrichtung nicht berufen, noch fähig. In ihrem Leben und Wirken, in ihrem Denken und Reden, in ihrem Singen und Beten gibt sich ein echtes Menschentum kund. Unter den einfachsten äußeren Lebensformen ist manchmal eine auffallend hohe Sittlichkeit und Religiosität verborgen. Hier ein treffendes Beispiel:

Es wäre undankbar, wollte ich hier nicht eines Mannes gedenken, der sozusagen die Säule dieser Pfarrei ist, ein treuer Helfer und Ratgeber des Hochw. Pater

Jeroom. Es ist der langjährige (bitte: 30 Jahre) Katechist mit Namen Franz Muyombu. Erst war er Lehrer an der Missionsschule in Kapanga. Wie dann der Franziskanerpater nach Musumba übersiedelte, fand Franz sich ein als Katechist und blieb es bis zum heutigen Tage. Sein Charakter ist einzig dastehend und sein Einfluß reicht in weite Kreise. Was er zum Beispiel sagt oder entscheidet, das gilt und wird auch angenommen. In Berta Mufuku hat er eine edelgesinnte Gattin, die ihm in allem treu zur Seite steht. Leider ist seine ideale Ehe nicht mit Kindern gesegnet, aber er trägt sein Kreuz mit Starkmut und hält entschlossen fest an der Einheit der Ehe. Gerade das ist ein Faktum, das selbst die Bewunderung aller Heiden hervorruft, die vielfach vom eigentlichen „Lunda-Ideal“ der Monogamie = Einehe abgewichen sind. Und darum auch sein Ansehen und — seine stille Macht!

Eine besondere Beliebtheit beim Volke in Musumba bilden die sogenannten Zirkel, eine Arbeitsgemeinschaft zur geistig-sittlichen Bildung unter der Leitung des hochwürdigen Pater Jeroom. Aktuelle Themen werden hier behandelt und diskutiert, die das religiöse, kulturelle und soziale Leben berühren, wie zum Beispiel:

Über die Geschichte und Feier des Weihnachtsfestes, die Krankheiten hierzulande und ihre Behandlung, die Gewohnheiten des Lunda-Volkes bezüglich der Heirat einst und jetzt, die Heirat im katholischen Sinne, das tägliche Leben und das liebe Geld. Die Redner sind durchweg gebildete einheimische Leute. Die Zirkel finden für gewöhnlich so alle drei Wochen statt und werden in der Ortschaft ausgeschrieben. Tatsache ist, daß zuweilen 100 bis 150 Leute anwesend sind, je nachdem das Thema anspricht. Die Diskussion nach dem Vortrag beweist immer wieder, wie nützlich und weise dieser Zirkel in Musumba ist. Bücher auf diesem Gebiete sind erwünscht und herzlich willkommen.

Die katholische Kirche hat auch in Musumba eine Missionsschule für Knaben. Unter unsäglichen Mühen und für die weite Zukunft hat Hochw. Pater Gotthard O. F. M. diese Schule erbaut, die zehn geräumige, helle Klassen aufweist und mit gutem Inventar versehen ist. Die Schülerzahl beträgt in diesem Semester 415; viele kommen auch aus den nahe liegenden Dörfern. Hätten wir nur noch mehr Räume, um den lernbegierigen Buben entgegen zu kommen. Es tut uns Patres im Herzen weh, wenn man zum Anfang des Schuljahres Hunderte wieder nach Hause schicken muß. Die Buben sind doch geistig recht geweckt, lebhaft und sehr zutraulich. Das erste, zweite, dritte und vierte Schuljahr hat Parallelklassen, das fünfte und sechste Schuljahr je eine Klasse. Unsere zehn Lehrer sind alle gute, praktizierende Katholiken, die gewissenhaft und voll Liebe zu ihrem Berufe ihre täglichen Pflichten erfüllen. (Von 415 sind 257 katholische Schüler.)

So gut auch für die Erziehung der Knaben in Kapanga, Musumba und in den Buschschulen gesorgt ist, die Bedingungen für die Erziehung der Mädchen sind in unserer Mission wirklich nicht enthusiastisch, wenn nicht schlecht. Die ehrwürdigen Schwestern haben eine Mädchenschule mit 250 Mädchen; Pater Jeroom hat letztes Jahr der Not gehorchend mit zwei ersten Klassen angefangen; zwei Lehrerinnen mit 80 bis 100 Mädchen sind in notdürftigen Räumen untergebracht. Das entspricht keineswegs dem Ansehen der kaiserlichen Residenz und noch weniger der Mission. Das **Problem** der Mädchenerziehung ist eines der allerwichtigsten Probleme in unserer Mission. Wir sehen uns veranlaßt, in einem eigenen Bericht darüber unsere Ansicht zu äußern; es würde heute zu weit führen.

Wie auf der Hauptzentrale in Kapanga, so war auch in den vergangenen Tagen in Musumba „reiche Ernte“. Das sind Freudentage für den Pfarrer und seine Mitarbeiter. Hier in Musumba ist ein regelrechtes Katechumenat für Erwachsene vom Orte selbst. Fünfmal in der Woche wird der Religionsunterricht um 17 Uhr in der Kirche erteilt: dreimal hält der Lehrer und zweimal der Pfarrer die Stunde. Für die älteren Leute (Analphabeten) und jene, die kurz vor der Heirat stehen oder die als verheiratete Heiden katholisch werden, gilt der Kurs für volle sechs Monate. Gewöhnlich gehen die Bräute zum Kursus bei den ehrwürdigen Schwestern, weil sie dort noch manches andere hinzulernen. Sonst ist für alle ein Katechumenat von drei Jahren Vorschritt, was in der Kongo-Mission sehr weise ist. Wenn die Kinder heidnischer Eltern aus freien Stücken katholisch werden wollen, machen die Eltern größtenteils keine Schwierigkeiten, besonders wenn die Kinder unsere Missionsschulen besuchen.

So hatten wir in Musumba die große Freude, 68 Knaben, 4 Männer und 25 Frauen zum Taufbrunnen führen zu können, also 97 Täuflinge. Natürlich haben wir sie in verschiedenen Gruppen getauft, weil der etwas verkürzte „große Ritus“ der Taufe angewendet wird. Ich hatte das große Glück und die Ehre, diese Heiden zu Kindern Gottes zu machen, während Hochw. Pater Jeroom assistierte und die einzelnen Handlungen erklärte; denn bei dieser Tauffeier nehmen auch viele Gläubige und Heiden teil — bis zu 200 Personen. Alle Täuflinge werden auch am Schluß in die Skapulier-Bruderschaft aufgenommen, damit Maria als die beste aller Mütter ihre schützende Hand über sie halten möge. Die erhabene Tauffeier schließt mit einem Marienlied, das mit einer großen Begeisterung gesungen wird. Was sich nun vor dem Portal der Kirche abspielt, habe ich in all den Jahren meines Missionslebens in Chir. nicht so erlebt. Diese Freude und Seligkeit bei all den Gläubigen mit den Täuflingen über das große Glück, das ihnen zuteil wurde. Ja, diese Naturkinder wissen um die hohe Gunst: ein Gotteskind zu sein.

Mit der Rosemarie auf dem Sozium ... - Bericht von Hochw. P. Albert

Nachträglich möchte mir der Titel doch etwas Unbehagen verursache. Aber er steht nun einmal da. Was wird unser P. General denken, wenn er den Titel zu Gesicht bekommt? Und erst mein Provinzial in Zug und die geistlichen Mitbrüder und alle lieben Freunde landauf, landab in Helvetiens Gauen? Werden sie nicht den Glauben verlieren? — Mit einer Rosemarie auf dem Sozium in den Busch fahren! Unerhörter Skandal! Und so etwas nennt sich Missionär! — Ja, leider, es ist so. Ich fahre jeden Tag — wenn nicht gerade ein verrauschter Wolkenbruch die Straßen in Seen und die Buschpfade in seifenglatte Rutschbahnen verwandelt hat — ja dann fahre ich jeden Tag in den Busch mit meiner Rosemarie. Der Mensch ist eben schwach und auch der Missionar bleibt Mensch. Sonst würde ich meine Rosemarie auf den Rücken nehmen oder unter den Arm oder doch an der Hand durch Kapangas Landschaft führen. Aber wie gesagt, der Mensch ist schwach. So nehme ich eben morgen früh wieder meine Rosemarie auf den Sozium und fahre los — in den „kleinen Busch“ hinaus. — Aber seid ohne Sorgen! Meine Rosemarie ist, um es klar und unmißverständlich zu sagen, eine alte Schachtel. Sie heißt eigentlich Rosemarie Brand und stammt aus Amerika. So trägt sie ihren Namen stolz auf dem Deckel: Rosemarie Brand, Trockenmilch, made in U. S. A. 20 Pfund netto. Meine Rosemarie ist der Ersatz für einen Maßkoffer. In ihr habe ich alles verstaut, was ich brauche für die heilige Messe im Busch: Kelch und Altarstein, Maßgewand und Altartücher, Buch und Hostien und Wasser und Wein — alles muß in die Rosemarie hinein. Denn meine Kirche ist der freie Himmel über einem Negerdorf, der Altar ist ein 70 cm hoher Tisch, die frommen Beter Christ und Heid, Hunde und Geißen, Schafe, Tauben und Hühner, auch schwarze Schweine gehören zum Kirchvolk, — aber meine Sakristei ist die Rosemarie.

So fahre ich also morgens nach 6 Uhr, wenn es anfängt zu tagen, hinaus in das erwachende Leben der großen afrikanischen Natur. Die Wege sind dunkelrot, denn Regen und schwerer Tau lassen das Ziegelrot des Lateritbodens noch intensiver erscheinen. Rot ist der Himmel: purpurn und golden im hintersten Osten, rosa die zarten Federwolken, braunrot die Ränder der Regensäcke, die sich langsam wieder füllen für den kommenden Tag. Dazwischen liegen Inseln in Grün und Grau und tiefes Blau — eine ganze Symphonie von Farben, die von Minute zu Minute wechseln. Das hohe Gras tritt bis hart an den Weg heran. Dazwischen greifen lange Ruten von Busch und Baum auf die Straße hinaus. Überall hat die Nacht ihre glitzernden Perlen aufgehängt, dicken Tau, wie Regen schwer, der nun in der aufgehenden Sonne blitzt und funkelt. Rundum im meterhohen Gras singt und pfeift und geigt es von piano bis fortissimo: Frau Nachtigall im dichten Gebüsch und Finken und Grillen und Heimchen, zwitschernde Schwalben — und dann der „Glockenvogel“. Ich weiß nicht, wie er heißt, ich habe ihn nie gesehen, aber ich

höre ihn jeden Tag auf dem Weg nach Mwin Bas oder Katambi oder auf den Wegen in Richtung Sandoa. Er „läutet“ nur zwei- bis dreimal, aber in rascher Folge. Seine Töne sind so voll und melodisch, vielleicht wie das ferne Läuten schwerer Glocken, aber es liegt Leben in seiner Stimme, warmes, tropisches Leben. Es ist wie der schwere betäubende Duft, der manchmal über der Straße liegt wie eine Wolke, durch die man hindurchfährt. Wie reich und voll ist doch alles hier unter der Sonne Afrikas; strotzend das Leben, brennend die Farben und berauschend die Düfte blühender Büsche. Wenn hier noch unsere Berge stünden! Schwalben fliegen über mich hin, hart über meinen Tropenhelm, als wollten sie mich genau besehen. Sie haben es eilig, denn auf Ostern oder Christi Himmelfahrt wollen sie im Norden sein. „Hallo! Nehmt Grüße mit in die ferne Heimat!“ Heimat! — nein, jetzt nicht — noch 50 Meter — dann muß der Weg rechts abbiegen nach Fachingand. Bei Nacht hat es geregnet. Von der Wucht fallender Tropfen gebeugt, hängt das hohe Gras und Schilf über den Weg. Nur mutig mitten hinein. Nach den ersten zwanzig Metern sind Arme und Beine naß bis auf die Haut. Das ist eine Fahrt! Aber was ist das alles im Vergleich zu dem, was der Meister tat, um uns seine heilige Gegenwart auf Erden zu schenken. Es ist gut, wenn der Missionär auch sein persönliches Opfer zum Opfer des Herrn auf den Altar legen kann. Vielleicht, daß es die Gnade beschleunigt, daß es seine Kräfte verdoppelt und seinen Eifer nicht zu rasch erlahmen läßt. Eine Frau kommt mir entgegen mit einer großen Schüssel auf dem Kopf und einer kurzen Hacke darin. Am Abend wird sie die Schüssel mit Maniokwurzeln gefüllt haben und mit 25 Kilogramm auf dem Kopf wieder heimwärts schwanken. „Das ist der Tag des Herrn!“ Sie kennt keine Sonntagsruhe, die arme Heidenfrau. Ich grüße sie freundlich. Moyo, moyo maku . . . grüezi, grüezi Müeti. Sie ist gerührt und ruft vielleicht fünf- oder zehnmal: Kalombo Tatuku, kalombo Tatuku . . . und klatscht dabei in die Hände, bis mich das Gras wieder verschluckt hat. Da liegt Fachingand in der aufgehenden Sonne. Das Dorf ist nach Osten hin geneigt und läßt so der Sonne freien Eintritt. Hinter dem Dorf ein hoher Galerienwald mit gewaltigen Baumriesen und echt afrikanischen Formen. Und noch eine Szene weiter im Hintergrund liegen die blauen Hügel von Kabaji.

Die Schüler von Fachingand haben die nötige Propaganda gemacht. Der letzte Mann im Dorf weiß es, daß heute Mwin Pel = Mon Père kommt, kusal mis, die Messe zu machen. Seit 1942, wenn ich die Leute richtig verstanden habe, war keine heilige Messe mehr im Dorf gewesen. Der Häuptling im langen Rock mit weißem Saum kommt beim ersten Glockenzeichen aus der Hütte. Glockenzeichen! Augustin Chigambu hat irgendwo ein Lastwagenrad aufgetrieben und hämmert nun mit sichtlichem Vergnügen auf das scheppernde Eisen ein. Das bringt Leben in die Leute. Der Häuptling ist gerührt vor Freude über die Ehre, die seinem Dorf widerfährt. Er ist zwar Methodist, was ihn aber nicht hindert, jeden Sonntag pünktlich zur heiligen Messe zu erscheinen. Händeklatschend kommt er auf mich zu. Wie er meine nassen Kleider sieht, verdreht er seine Augen, daß man nur noch den letzten Rest vom Weißen sieht und läßt zwei, drei a, a, a, fallen. Ich weiß es — das nächste Mal ist der Weg offen. Und nun die Begrüßung: Bücklinge, Bücklinge am laufenden Band, dann klatschen wir in die Hände, er nimmt die meinen zwischen die seinen, ich tue das gleiche, zwei-, dreimal, dazwischen fliegen die Tatuku, Tatuku nur so hin und her. Um ja nicht unhöflich zu erscheinen, sage ich es immer einmal mehr — er tut es dann ebenfalls. Dann flicke ich wieder ein muwamp (guter Vater) zwischen die Tatukus hinein. Im stillen aber überlege ich, wie ich am besten die Sache abbrechen kann. Denn ich bin ja schließlich nicht nach Fachingand hinausgefahren, um gymnastische Übungen zu machen . . . Rücken beugt . . . Rücken streckt, streckt . . . sondern um die heilige Messe zu lesen. Es folgen noch einige Kalombo, kalombo . . . Und beim Eid, ich lasse mich nicht lumpen, sondern halte aus. Aber schließlich muß ich doch abbrechen. Ich löse meine Hände aus der sanften Häuptlingsumklammerung, gurgle noch irgendwas und mache noch den Abschlußhändeklatsch. Er ist offenbar auch froh, daß die Zeremonie vorbei ist. Vielleicht denkt er: Sind doch umständlich mit ihren Grußformeln, diese Europäer. Einer der Buben schleppt den Beichtstuhl herbei und ein anderer den Altar, das heißt, einen gewöhnlichen Hocker und ein niedriges Tischchen. Mitten im Dorf schlage ich den Altar auf, gen Osten, ins Licht

der aufgehenden Sonne hinein. Wenn hier einmal ein Kapellchen steht, wenn das Ewige Licht über das Dorf hinstrahlt und die Gegenwart des Meisters verkündet . . . wenn es doch schon wäre. Die Rosemarie trägt das aufklappbare Altarbrett mit dem versenkten Altarstein. Es geht alles schnell, denn ich habe nur die notwendigen Dinge und zudem noch wenig Platz für das Wenige. Da kommt schon einer und flüstert mir ins Ohr: Beichten. Wo trage ich den Beichtstuhl hin? Da an der Schmalseite einer Hütte ist Platz genug und auch der Abstand ist so groß, daß man uns nicht direkt verstehen kann. Nur ja nicht kompliziert, sonst ist man im Busch rettungslos verloren. Beichtstuhl ist also ein niedriger Hocker, Beichtgitter die frische Luft und die Armlehne meine Schulter. So kommen sie der Reihe nach, liegen auf meiner Achsel und reden mir ins Ohr hinein. Dabei stechen und kratzen mich die borstigen Haare von Haupt und Kinn, daß es eine Freude ist. Hemmungen haben sie ja keine, meine lieben Kinder von Fachingand. Sie wären auch allerdings völlig am falschen Platz, hier in der weiten, breiten, wilden Welt Afrikas. Ein Hund kommt ebenfalls herbei und belauscht die Beichte seines Herrn. Ein Kleinkind schreit auf dem Arm seiner Mutter so unbändig, daß sie sich nicht anders zu helfen weiß, als ihm die Brust zu reichen. Dann geht das Beichten weiter. Dazwischen kommt der kleine Chipuo gerannt und schmiegt sich an mich heran, bis die erboste Mutter gelaufen kommt und ihn abschlept. Beim letzten Besuch hatte er und sein Schwesterlein — die Geschwister meines Vorbeters — wenigstens ein Taschentuch angezogen. Heute am frühen Morgen sind sie noch im Négligé. Afrika! Aber schließlich kommt niemand mehr. Dann beginnt das Staffelfebet. Mein Meßdiener kann nur einige Gebete, von denen er dann allerdings ausgiebigsten Gebrauch macht. Das Fachingander Staffelfebet hat so drei bis vier Amen, einige Dominus vobiscum, und den Rest habe ich nicht verstanden. Aber aller Anfang ist schwer. Ich denke zurück an den Anfang meiner Meßdienerlaufbahn, an eine Sakramentsprozession am Hohen Donnerstag, wo meine Mama selig sich in den Boden verkrochen hätte, so sehr hatte sie sich geschämt über das irrsinnige Getue ihres Buben und seines Mitfunktionärs. Hier lacht niemand. Alles bewundert den guten Augustin, der die Epistel verliest, anschließend Glaube, Hoffnung, Liebe und Reue vorbetet und dann noch das Buch auf die andere Seite trägt. Daß er dabei den Leuchter auf den Boden wirft, regt hier niemanden auf. Der Kirchenboden bekommt keine Flecken und der Teppich kein Loch. Dann liest er laut: Evangelium ap Rusang ruwamp, Evangelium oder gute Botschaft. Der Geist des Urchristentums weht mich an. Es ist mäuschenstill auf dem großen Platz in Fachingand, solange Augustin sein Evangelium herunterstößt. Aber wer hätte das erste Mal kein Lampenfieber. Nach dem Evangelium betet die ganze Christenschar den Glauben. Er beginnt in Lunda: Namwitiyiji Nzambi Tatuku wa wusu wawonsu watanga diur ni ngand. . . . Opferung. Nimm hin, o Herr, dieses heilige Brot, das Dein ewiger Sohn werden soll . . . Schon viele Jahre lang wurde hier kein heiliges Opfer mehr dargebracht. Nun soll jeden Sonntag der gute Meister zu seinen schwarzen Kindern kommen. Man hat den Eindruck, die Leute freuen sich, nun wieder an die lebende, tätige Kirche angeschlossen zu sein. Es braucht aber noch viel, bis die Christen das Opfer des Herrn verstehen und mitfeiern können. Dazu muß ich dann einen fest angestellten Katecheten haben, der bei jeder heiligen Messe die notwendigen Erklärungen gibt und so meine Schäflein einführt in das Verständnis des gegenwärtigen Kreuzesopfers.

Wenn es einmal so weit ist, daß die ersten Arbeiten getan sind, soll jedes Dorf sein großes Kreuz erhalten, unter dem das heilige Opfer gefeiert wird. Aber alles braucht seine Zeit — auch die Reifung meines Kirchvolkes. Der Häuptling verprügelt jeden Hund, der in seine Nähe kommt, was meiner Andacht nicht gerade förderlich ist. Die Kinder folgen gewissenhaft dem Vorbild ihres Herrn. Der Erfolg ist dann allerdings der, daß ich fast ständig zwei bis drei Hunde unter meinem Altar liegen habe. Hier fühlen sie sich sicher vor Schlägen und Fußtritten. Ob unter dem Kreuz des Heilandes auch Hunde lagen, um Ihn zu bewachen? In Fachingand jedenfalls ist es der Fall. Ich kann es Euch nicht sagen, wie es mich anmutet im Augenblick der heiligen Wandlung. Die üppige Landschaft mit dem strotzenden Galeriewald im Hintergrund, über dem die rote Sonne steht, hat etwas Urweltliches an sich, etwas vom Schöpfungsmorgen. Ich halte den Herrn im Brotsgeband hoch, so hoch ich kann, daß alle Ihn sehen können, Christen

und Heiden, Tiere und Bäume, Sonne und Wolken . . . „Tut euch auf, ihr Tore der Welt, daß der Herr einziehen kann, der große König der Welt.“ Bei der heiligen Kommunion muß ich feststellen, daß viel mehr Kommunikanten da waren, als sich gemeldet hatten. Ach so, die Frauen melden sich nicht, wenn man fragt. Auch dazu muß ich sie noch erziehen, denn ich habe keine Lust, jeden Tag die letzten heiligen Hostien zu zerbrechen. Es ist schon eine Rasse für sich, diese Lundafrauen. Hemmungslos frech ihren Männern gegenüber, im öffentlichen Leben aber schweigsam über alle Maßen. Zur heiligen Kommunion knien sich alle in eine Reihe auf den blanken Boden. Was sollen sie auch anders tun? Wenn sie an ihren Platz zurückkommen, machen die neben ihnen stehenden Christen und Heiden eine Kniebeugung. Ein schöner Gedanke. „Wer mein Fleisch ist und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“ Meine Danksagung mache ich inmitten der Leute, auch auf dem blanken Boden. Indessen räumt Augustin den Altar ab, wickelt alles gewissenhaft ein und verstaut es in der guten Rosemarie. Der Lärm nimmt ständig zu, denn die Leute warten noch auf „Mon“ = Medizin, die ich bei mir habe. Alles kommt herbei, auch alle Heiden. So rufe ich laut. Wir wollen jetzt ein Vaterunser beten für das Dorf Fachingand. Dann noch ein Vaterunser für die Christen, dann noch eines für die Heiden. Alle beten mit. Auf diese Weise lernen auch die Heiden das Vaterunser und Ave Maria. „Mon“ ist ein Mittel, mit dem ich das Vertrauen und die Liebe der Leute gewinnen kann. Sie lassen sich um alle Welt gern bemitleiden. Wenn ich ihnen auf die Schulter klopfe und sage: Väterchen, mußt du so viel leiden, dann geht auch dem Verstocktesten das Herz auf und er klatscht vor Freude in die Hände und sagt begeistert: Tatuku, Tatuku . . . Dabei setzt so ein derartig Bemitleideter eine Miene auf, als ob es in den nächsten fünf Minuten mit ihm zu Ende ginge. Die Monverteilung nimmt viel Zeit in Anspruch, aber vielleicht erspare ich mir damit viel Zeit, wenn es einmal gilt, die Leute für den Religionsunterricht zu bekommen. Vor allem die Frauen scheinen mir sehr bockbeinig zu sein. Wenn sie etwas nicht wollen, dann ist einfach nichts zu machen. Ob sie nicht durch persönliches Vertrauen für die Sache Christi eher gewonnen werden können? Das Ziel ist groß und hoch genug, um den Versuch zu machen. — Aber schließlich sitze ich wieder auf meinem Stahlröblein und trample mitsamt der Rosemarie dem Dorf Mwin Bas zu. Es ist nur einige Kilometer von Fachingand entfernt und hat eine bequeme Zufahrtsstraße. Die Leute kommen mir schon entgegen und die Kinder schreien, was zum Halse herauskann: Moye, moye - grüße, grüße! Hier ist leider kein Augustin, kein Meßdiener und kein Vorbeter. Geduld, alles braucht eben Zeit, auch die Organisation des äußeren Rahmens. Ein Schüler verliert stotternd das Sonntagsevangelium. Es wird ihn wohl niemand verstanden haben. Wenn es einmal so weit ist, daß den Leuten der Gottesdienst zum Miterleben gemacht werden kann. Zeit, Kräfte, Mittel, alles fehlt noch. Der Häuptling läßt sich nicht blicken. Diesen groben Unanstand darf ich nicht hinnehmen. Er wußte, daß ich komme und mußte so unbedingt zur Begrüßung da sein. So will es die Sitte des Landes. Ich lasse ihm sagen, seine Gegenwart wäre mir sehr erwünscht und ich möchte ihn jeden Sonntag begrüßen. Er wird nun alle Sonntage da sein. Aber ich werde ihm die herbe Repräsentationspflicht so versüßen, daß er gerne kommt. Auch hier ist ganz Mwin Bas um den Altar geschart, Mensch und Tier. Die Hunde haben es hier besser als in Fachingand, sie werden nicht verprügelt, sobald sie in Menschennähe kommen. So ist es auch bedeutend ruhiger als dort. Es ist 9.45 Uhr, als ich mein nasses Schultertuch zusammenrolle. Die Sonne brennt erbarmungslos auf uns nieder. Auch hier kommt wieder alles, um Mon zu holen. Doch zuerst noch die drei Gebete für das Dorf, für die Christen, für die Heiden. Mon wa Mazur = Nasenmedizin. Infolge des starken Temperaturunterschiedes zwischen Tag und Nacht leiden die Menschen alle an Schnupfen. Ich habe mir nun selber ein Nasenmon zusammengestellt. Woher sollte ich hier in dieser Wildnis die Unmenge Nasenmon auftreiben. Pro Woche brauche ich wohl sicher einen Liter. Es fällt mir auf, daß alle Schwarzen die ganze Nasenspitze voll Schweißtröpfchen stehen haben. Ein älteres Ehepaar, Lambert und Bernadette aus Sakazamb gehen mit mir den Weg zurück in ihr Dörflein. Es sind zwei goldene Leuchten. Hoffentlich gibt es bald viele von dieser Sorte. Das eine fällt mir unterwegs auf, daß der gute Papa Lambert daheim nichts zu bestellen hat. Die Hosen hat Bernadette an. Aber sie macht die Sache gut. Ich

glaube, daß ihr resolutes, energisches Wesen manchen Frauentrotz brechen kann, wenn es einmal mit dem Unterricht beginnt. Das Ehepaar verläßt mich in Sakazamb. 100 Meter weiter unten liegt ein kleines Dörflein mit einem langen Namen: Wul wa atuntany. Es ist noch völlig heidnisch. Ich steige ab und begrüße die Leute. Mon, mon wa x, wa y, wa z. Ich frage jedes ob es Christ sei. Kein Mensch ist hier Christ, gestehen sie alle. Ich frage alle, ob sie nicht zum Unterricht kommen möchten, wenn es einmal so weit sei? Alle, ohne Ausnahme, sind bereit. Ich glaube es ihnen, denn sie scheinen besten Willen zu haben. Dieses Dörflein und Sakazamb zusammen ergeben eine ganz nette Katechumenengemeinde. Ich sage ihnen noch, daß Jesus Christus unser Heiland ganz anderes Mon habe für sie, Mon für die Seele. Sie hören gerne zu und scheinen mir für jedes Wort dankbar. Beim Abschied grüßen sie mit beiden Händen und klatschen im Takt. An dieser Straße liegen noch zwei Dörfer, eines am Fluß unten: Wul wa Ayabul = Fährmannswyl und Sakasang. Alle sind bequem zu erreichen auf der schönen Straße und das weitest abgelegene ist nur 13 Kilometer von hier entfernt. In Sakasang hat es prächtige Blumen auf dem Dorfplatz. Blumen sind hier eine Seltenheit. In einer Villa in Oberägeri habe ich die gleichen gesehen, links und rechts am Zuweg zur Villa. Aber diese hier sind viel größer und das zarte Rose ist noch duftiger. Ich pflücke mir einen Strauß für unsere Kapelle. Die Neger haben kein Verständnis für Blumen und dementsprechend auch keinen Namen für die einzelnen Gattungen. Alles ist eben Blume.

Montag früh geht es an den Fluß hinunter ins Dorf Katambi. Vorerst ist es unmöglich, allen Christen zu einer Sonntagsmesse zu verhelfen. So wollen wir ihnen wenigstens eine Wochenmesse bringen. Katambi liegt 11 Kilometer von hier. Der Zufahrtsweg ist ein breiter Buschpfad, auf dem es sich in der Trockenzeit vorzüglich fahren läßt. In der Regenzeit ist die Sache nicht so ganz einfach. Aber heute morgen ist der Himmel fast wolkenlos, und auch der Regen von gestern abend ist längst von Busch und Gras aufgeleckt. Das erste Dorf schläft noch — Chischik. Im früheren Flußtal des Lulua ist der Lehm weiß oder grau, während er auf der Hochfläche rot erscheint. Dementsprechend ist auch die Vegetation verschieden. Blühende Büsche am Weg und ein Blumenduft! Wie schön ist doch Gottes Welt! Ich stopfe meine Lungen voll von dem berausenden Mon wa Mazur. Und dabei sind die freigebigen Duftspender unscheinbare Blüten, die man nicht beachten würde. Wahrhaftig eine angenehme Art, sich bemerkbar zu machen. Ein Wink für uns Menschen. Katambi schießt jedesmal den Vogel ab. Da wird bei der heiligen Messe gesungen und gebetet, der Meßdiener läutet fast ununterbrochen, aber so dezent und angepaßt ans heilige Opfer, daß es fast wie leichtes Orgelspiel klingt. Katambi hat auch die meisten Beichten und Kommunionen, obwohl die Christenzahl nicht größer ist als anderswo. Ob es in Zusammenhang mit meinem ersten Besuch steht? Ich habe nämlich in Katambi angefangen, meine seelsorgerlichen Fühler auszustrecken. Der erste Besuch galt allerdings nur der Bildersuche. Dabei sagte einer der mich begleitenden Männer: „Ich habe gesehen, wie dich eine Schlange in den Finger gebissen hat. Warum bist du nicht gestorben? Du hast Mon wa anak (= Gegengift gegen Schlangenbiß)“. Dabei griff er nach dem Mittelfinger der linken Hand, besah sich die Bißstelle genau und zeigte sie auch den anderen. „Hier sieht man noch die Spur der Zähne. Warum willst du uns nicht auch Mon wa anak geben? Hier hat es sehr viele Schlangen.“ Alle stimmten mit ein im Chor: Anak avud nakash nakash nakash. Ich weiß nicht mehr, wie viele nakash nachfolgten. Schlangen viele sehr sehr . . . Ich habe zwar noch nie eine gesehen. Aber immerhin. Ich sah einen Weg und eine Brücke zu den Menschen, die ich suchen wollte. „Gut, ihr sollt alle Mon haben — aber ihr müßt alle am kommenden Sonntag um 2 Uhr auf dem Dorfplatz versammelt sein. Ich will kommen, Mon bringen und Euch zeigen, wie man das Mon anwendet. Mein Schlangenmon ist das allbekannte Kaliumpermanganat, das man in die Bißwunde einführt. Wenn man das hohe Glück hat, als holdes Schwesterlein eine Krankenschwester zu besitzen, dann kommt man natürlich zu solchen Mitteln. Herr Doktor Rieger hat mir ein ganzes Kilo mitgegeben. Gut, trotz drohender Gewitterwolken fahren wir am Sonntag nach Katambi. Die Männer sind da, allerdings etwas überrascht, daß wir gekommen waren, denn in der Zwischenzeit ist das Gewitter in unmittelbare Nähe gekommen. Erste Frage: Hast du Mon? Ich ziehe so ein halbes Dutzend

Glasröhrchen aus meinem Hosensack und halte es unter die Augen. Dann kriechen wir unter ein schützendes Dach, denn nun schüttet Sankt Petrus alle Regensäcke auf Katambi aus. Glückliche Heimfahrt, denke ich. Aber vorerst sitzen wir im Trocknen, ich auf einem Stuhl, die Männer auf dem Boden. Ich muß natürlich euere Namen haben, daß ich weiß, wer Mon bekommen hat und wer nicht. Auf diese Weise kam ich zu den Namen der Männer von Katambi. Namen zu bekommen ist hier eine Sache für sich. Die Beziehungen zu Katambi sind seither sehr herzlich. Auch hier möchte ich später regelmäßig Unterricht geben. Ich glaube daß die meisten sich taufen lassen. Nach der heiligen Messe verteile ich wieder Mon. War nicht im Urchristentum etwas ähnliches? Eine Mama kam und brachte ihr Kind auf dem Arm, das dick aufgeschwollene Äuglein hatte. Zum Glück habe ich Irgamid-Augensalbe bei mir. Dem Kleinen ist, wahrscheinlich infolge Angst, etwas Menschliches passiert, solange ich ihm die Augensalbe unter die Lider streiche. Ich beachte es erst, als die Leute im Kreis herum a, a, machen. Afrika! Die Tropensonne wird wieder alles auftrocknen. Kurz entschlossen nimmt die gute Mama das Kleidchen des Kleinen und reibt an meinem Habit herum. Rührend, oder nicht? Künftig stelle ich mich natürlich etwas anders auf, wenn ich den Kleinkindern Mon verabreiche.

Die Schüler von Katambi schließen sich mir an, als ich nach der ärztlichen Konsultation mein Rößlein ostwärts richte. Die elf-, zwölf-, dreizehnjährigen Buben rennen neben mir her bzw. hinter mir von Katambi bis zur Missionsstation. Ich rede auf sie ein, langsam zu gehen. Nein, es ist nichts zu machen. „Yang mau - fahre schnell“, sagen sie und weiter geht es . . . tripp trapp, tripp trapp. Die bloßen Sohlen klatschen auf den morgenfeuchten Boden . . . tripp trapp, tripp trapp . . . Noch bin ich keine Stunde zu Hause, da kommen schon einige Besucher von Katambi . . . zum Plaudern, wie sie sagen. Nun ja, mir ist es ja nicht ums Plaudern zu tun, vor allem dann nicht, wenn ich an den Redakteur des Missionär denke. Schließlich finde ich einen Grund, um meine lieben Besucher hinauszukomplimentieren. Dann flüchte ich in ein anderes Zimmer, um sicher zu sein vor neuen Überfällen. Unsere Schwarzen haben unendlich viel Zeit. Wir Missionäre können das nun allerdings nicht behaupten. Für uns dürfte der Tag fast die doppelte Länge haben.

Dienstag morgen regnet es in Strömen. Unmöglich auszufahren. Ein kleiner VW wäre da vorteilhaft. Aber so etwas habe ich nicht. Meine Pferdekkräfte liegen in den eigenen Beinen. Um 8 Uhr ist der Regen verarscht — aber zur heiligen Messe ist es zu spät. So gehe ich am Nachmittag — diesmal ohne Rosemarie — in Richtung Sandoa, um die Christen aufzuspüren und die Wegverhältnisse kennenzulernen. Das erste Dorf an der schönen Straße ist Chimalang. Der Häuptling kommt mir entgegen. Ein überaus höflicher Mann. Einer seiner Buben bringt mir einen Stuhl herbei. Kwambamb = Plaudern. Wenn ich nur die Sprache besser verstünde. Er ist so redselig, daß ich nur hin und wieder etwas sagen muß: Chakin oder Chuwamp oder a, a. Dann frage ich seine Magnifizenz, ob er Christ sei. Bwat Mwant, nein, Herr, sagt er. Aber es habe zwei Christen im Dorf. Einer sei in der Schule bei uns und die andere sei eine Schülerin der Schwestern. Traurig. Kein Mensch im Dorf, außer diesen beiden Jugendlichen, der den guten Meister kennt. Vor einer Hütte voller Zauberzeug hockt ein Alter und zwei Frauen neben ihm. Ich grüße freundlich: wudé, wudé, Tatuku, wudé, wude amaku! Mich soll das Mäuslein beißen, wenn das nicht der alte Zauberer ist. Aber zu fragen ist sinnlos. Den Namen des Zauberers zu erfahren, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Auch die Christen sagen ihn nicht. Auf dem Beruf steht Gefängnisstrafe, und so haben sie alle Angst, ihren Zauberer ins Gefängnis zu bringen und sich selber seine Rache auf den Buckel zu laden. Chimalang, wie lange wird es gehen, bis du dem Herrn gehörst? Mit tiefem Leid im Herzen stampe ich in der Gluthitze des frühen Nachmittags weiter, dem nächsten Dorf zu. Ich weiß nicht einmal seinen Namen. Es sind wieder ungefähr fünf Kilometer, aber eine schöne Straße. Fast wäre ich daran vorbei gefahren. Das Dorf Chirund liegt hinter einem Wald blühender Glockenblumen. Eine Pracht! Bis zwei Meter hohe, rosafarbene Glockenblumen, eine an der anderen, wohl 100 Meter die Straße entlang. Ich drehe meinen Muskelöff herum und fahre den Pfad hinein ins Dorf. Wie gewöhnlich sitzen die Männer faulenzend um den Häuptling herum und schwatzen. Ein junger Mann

holt einen Stuhl für mich. Der Häuptling Felix Mwin Chirund = Felix, Herr von Chirund, ist katholisch. Seine Frau sei Katechumene. Ich weiß es nicht, ich habe ein leichtes Mißtrauen gegen den „Herrn von Chirund“. Ich möchte fast wetten, daß er mehr als eine Frau besitzt. Aber ein junger Mann ist da, der keinen üblen Eindruck macht. Sonst ist wieder nichts christlich im Dorf. Wenn Felix noch praktizierender Christ wäre, könnte es kaum so schlecht bestellt sein in Chirund. So sattle ich mein Rößlein wieder und fahre noch einmal südlich. Es sei nur kurz bis zum nächsten Dörflein Rukonkish. Aber es mögen immerhin fünf Kilometer sein und dazu noch eine ganz respektable Steigung. Ein Musevu, ein Steppenwaran oder Rieseneidechse läuft über den Weg. Das Tier verschwindet im hohen Gras, bevor ich Zeit hatte, es zu stellen. Schade, ein prächtiges Museumsstück. Aber so bleibt es der großen Natur erhalten und erfüllt draußen im Busch seine Aufgabe. Eine Python-Riesenschlange haust in der Gegend, sagten mir die Leute von Chirund. Ich komme durch einen Galeriewald, wo das Biest wohl hausen könnte. Leider ist nichts zu sehen von dem gesuchten Tier. Rukonkish ist nur ein ganz kleines Nest, links und rechts an der Straße gelegen. Alle kommen zusammen, um zu erfahren, was der Pater will und tut. Bald sitze ich mitten in einem Kreis von Herren und Damen. Kinder stehen in ziemlicher Entfernung. Es kommt keines heran. Kein Mensch ist Christ hier. Als ich die Kinder in dieser Weise flüchten sah, war mir die Lage klar. Das Verhalten der Kinder ist immer ein Gradmesser für die Christianität im Dorf. Als ich sie fragte, ob sie nicht Christen werden wollten, erhielt ich keine Antwort. Antwort genug. Aber diese Leute haben doch die Rechnung noch ohne den Wirt gemacht. Wenn ich nur einmal die Sprache kann. Ich werde ihnen schon in den Ohren liegen, bis sie hören werden. Zum Schluß ist die scheue Vorsicht etwas geschwunden. Sie sehen, daß ich kein Staatsbeamter bin und kein Geld von ihnen will. „Wie weit ist es noch bis Musamba Kakes = Kleinmusumba oder Masese?“ Piswimp, piswimp, kurz, kurz. Ich bin etwas mißtrauisch diesem piswimp gegenüber. Ein gebranntes Kind . . . Also los. Die Sonne brennt mit aller Glut auf mich nieder. Habe ich keine Kraft mehr in den Beinen? Ich komme nicht vorwärts. Erst auf dem Rückweg habe ich gesehen, welche Steigung ich genommen habe. Immer wieder kommt mir die Versuchung, umzukehren, und das Dorf Masese auf sich beruhen zu lassen. Ich pedale schon 25 Minuten im Schweiß meines Angesichts und noch immer nichts zu sehen von Kleinmusumba. Zu allem Überfluß beginnt nun die Straße sandig zu werden. Tiefer Sand bedeckt die Fahrbahn. Bald stehe ich links, bald rechts auf dem Boden. Eben noch rechtzeitig, um nicht im Sand zu liegen. Wohl an die zehner- oder zwanzigmal wechsele ich die Fahrbahn — von der rechten auf die linke Straßenseite. Da rennt plötzlich ein Geißbock vor mir über die Straße. Wo Geißen sind, leben Menschen, und diese Menschen können nur in Masese wohnen. Nach 200 Metern höre ich Kinder schreien: Mon Père, mon Père, Herr Pater . . . Ah, Christenkinder. Wie die Wilden stürmen sie auf mich los aus einem Feld heraus, wo sie am Grillenfängen waren. Einer der Kleinen putzt noch schnell seine Nase, das heißt, er fährt damit an seinem bloßen Bein hinunter. Dann reicht er mir sein Händchen. Aber das stört hierzulande niemanden. Ich bin froh, wieder Christen um mich zu haben. Masese ist ein Dorf mit vielen Christen. Es gehört zur Pfarrei des „Großbusch-Pfarrers“ P. Leonard. Aber er ist nicht eifersüchtig, wenn ich auch noch eines seiner Dörfer besuche und hin und wieder dort die heilige Messe lese. Er mit seinen 150 Dörfern kommt nur zweimal im Jahr in dieses Dorf zur heiligen Messe. Die Leute haben eine große Freude und fragen, ob ich bleibe und die heilige Messe lese. Aber es geht schon gegen 4 Uhr nachmittags, und ich bin ohne Rosemarie und alles, was sie enthält. So muß ich den lieben Leuten sagen, ich käme nur schauen und mit ihnen reden. Später käme ich dann zur heiligen Messe. Aber vorerst müssen noch einige Sachen geregelt sein — z. B. ob ich auch am Werktag eventuell zwei heilige Messen lesen kann, wenn die Notwendigkeit es erfordert. Die beiden Wege nach Sandoa, der alte und der neue, sind noch voller Probleme für mich. Die Nacht in einem der Dörfer zu verbringen ist zu gefährlich, weil ich kein Bett mit Moskitonetz auf meine Rosemarie laden kann, und ohne Moskitonetz zu schlafen, ist dort akute Gefahr für Malaria. Ich habe keine Lust, krank zu werden, denn dann sind meine Christen und Heiden wieder ohne Seelsorger, weil zur Zeit an einen Ersatz nicht zu denken ist. Nüchtern nach Masese zu stampfen geht auch

nicht gut, da ich auf die Dauer der Anstrengung nicht gewachsen wäre. Man braucht immerhin bei beschleunigtem Tempo eineinhalb Stunden. Ich kann frühestens 6.15 Uhr hier abfahren wegen der langen Tropennacht und bin dann kurz vor 8 Uhr droben. Um 7 Uhr gehen die Frauen auf die Felder und die Männer zu ihrer Arbeit. Mein Plan wäre etwa so: Morgens die heilige Messe in einem der unteren Dörfer, Chimalang oder Chirund, zu lesen, wo ich vor 7 Uhr eintreffen kann. Dann dort mit dem Unterricht beginnen bis gegen 10 — 11 Uhr, ein Buschmittagsessen einzunehmen und dann in aller Ruhe und ohne mich zu forcieren zu müssen, nach Masese zu rollen. Das könnte ich leicht bis nachmittags 2 Uhr geschafft haben. Der Chef und die Kinder könnten dann die Leute von den Feldern rufen zum Unterricht, zur Beichte und zur Abendmesse gegen 4 Uhr nachmittags. Was unser Hochw. Herr Bischof zu dem Plan sagen wird, weiß ich natürlich noch nicht. Pläne sind eben Pläne — zur Ausführung ist noch ein weiter Weg. Aber immerhin, diese Pläne gingen mir im Kopf herum, als ich in einer Stunde und fünf Minuten von Masese herunterfuhr. Erst jetzt spüre ich den Höhenunterschied. Bis heute ist der neue Weg nach Sandoa noch ein ungelöstes Rätsel für mich. Der alte Pfad nach Sandoa ist ein Kapitel für sich. Mittwoch morgen nahm ich den kürzesten Weg unter die Pedale, nach dem nahen Sakasang. Es war ein herrlicher Morgen, der Tag, an dem unser Pater Ludwig sein 25 jähriges Priesterjubiläum feierte. Zum Hochamt war ich wieder da. Aber am Nachmittag war ich trotz Beinkrampf nicht mehr zu halten und fuhr bei strahlender Sonne Sandoa zu, aber diesmal auf dem alten Weg, vorerst nur um auszukundschaften. Die Hauptstraße nach Kapangadorf ist liederlich, aber der Weg von Kapanga nach dem nächsten Dorf ist unbeschreiblich. Gleich hinter Kapanga steht Eisenerz an, hartes Roteisenerz, das im Laufe der Jahre von Regen Wind und Sonne nach allen Richtungen zerfurcht wurde. Unglücklicherweise für den Velofahrer liegt das Erzgebiet am Steilhang des Kapanger Berges. Also herunter und das Velo getragen oder geschoben. Im Talgrund ist Sumpf mit einem nur 40 bis 50 Zentimeter breiten Pfad. Mutig durch den Dreck hindurch, aber immer bereit, mit einem Bein auf dem Boden zu stehen. Alles geht gut, und der Anstieg zum nächsten Dorf — Chikut Mbang — ist ziemlich sanft. Zweimal steige ich ab, um die Landschaft zu genießen und etwas zu verschnauften. Hinter mir liegt Kapanga mit seinen ragenden Palmen, unten im Tal ein dunkler Galeriewald mit seinen Geheimnissen. In der ansteigenden Baumsavanne stehen dürre Baumriesen, die ihre verbrannten Arme gespenstisch in die Luft strecken. Der ganze Weg ist von Palmen umsäumt, die herrlichen Schatten spenden. In 20 Meter Abstand vor mir fliegt ein großer Vogel, ein Helmvogel, mit rauschendem Flügelschlag auf den nächsten Baum. Bursche, wenn ich eine Flinte hätte! Vielleicht denkt er, das sehe ich, daß du keine hast, sonst säße ich nicht hier. Auf dem Kamm des Hügels liegt Chikut Mbang. Es ist ein echtes Straßendorf zu beiden Seiten des Weges und voller Palmen. Die Häuser stehen auf den wenigen freien Plätzen. 10 bis 15 Männer sitzen vor einem Haus und rauchen aus den eingeborenen Kürbispfeifen. Ich steige ab und gehe auf sie zu. Da kommt auch schon der Häuptling auf mich zu. Er trägt die Amtstracht, den bunten Rock mit weißem Saum. Und nun beginnt wieder die Begrüßung, lang und feierlich und umständlich. Ich kann nicht sagen: Grüß Gott alle zusammen. Nein, das geht hier nicht. Hierzulande grüßt jeder, von den Ältesten angefangen bis zu den Jüngsten herunter und zwar einer nach dem anderen. Vor lauter krummem Rücken könnte man Rheuma bekommen. Aber ich halte durch und grüße Mann für Mann. Und dann kommen die Frauen daran. Ich grüße sie auch, obwohl es nicht strenge Pflicht zu sein scheint. In Chikut Mbang hat es einige Christen, die sich sehr freuen, als ich ihnen sage, ich käme morgen, bei ihnen die heilige Messe zu lesen. Im ganzen Dorf ist aber nur eine christliche Familie mit einem getauften Kind. Viele sitzen in einer wilden Ehe. Einer hat sogar zwei Frauen. Ich glaube fast, es sei der Zauberer, denn vor seiner Hütte steht es dick von Schilfschirmen und ähnlichem Zauberzeug. Auch ein dicker Akisch = Götze ist hier daheim. Ich hoffe dieses Nest einmal auszuheben. Von meiner ersten Unterredung bin ich sehr befriedigt. Der Chef selber ist katholisch, sitzt aber bei einer Heidin, die vom Christentum nichts wissen will. Nun, was heute nicht ist, kann morgen werden. Vorerst gilt es einmal das restlose Vertrauen der Leute zu gewinnen. Ich habe mir etwas Medizin eingepackt. Das öffnet alle Herzen. Nun kommen auch die Kinder herbei und sind sofort

zutraulich. Das kleine Mädchen der christlichen Familie ist sich seiner Sonderstellung bewußt und klettert mir auf den Schoß. Das ist das Signal zum Ansturm aller Kinder. Von da an bin ich der Abgott der Kleinen geworden, was mir gleichzeitig die Herzen der Alten öffnet. Wie ich natürlich nach einem solchen Spiel aussehe, braucht Ihr nicht zu wissen. Es ist ja Nebensache. Alles rät mir ab, noch nach Karov weiterzufahren. Der Weg sei sehr schlecht. Aber ich gehe trotzdem los, denn ich muß nun einmal die Grenzen und Wege und Menschen meiner Pfarrei kennenlernen. Nach 2 km passiere ich einen Galeriewald, in dem es fast Nacht ist. Zum Glück komme ich noch rechtzeitig von meinem Velo herunter. Der Weg ist so glatt, daß ich mit völlig angezogenen Bremsen in der Längsachse weiterrutsche. Meine Stiefel mit „Hufeisen“ finden festen Halt. Vor mir ist der Boden rot von abgefallenen Blüten eines Baumes, der eine Art Feuerlilien trägt. Eine große Spinne von der Familie der Vogelspinnen läuft mir über den Weg. Halt, mitkommen! Sie stellt sich auf die Hinterbeine und schlägt ihre Giftklauen in den Stecken, den ich ihr hinhalte. Danke für einen Biß der haarigen Dame! Ich balanciere sie in mein Taschentuch hinein und binde sie an mein Velo. Der Talgrund ist abscheulich. Aber wozu hat man Stiefel an? Nur mutig hinein und hindurch durch den Dreck. Wir sind ja in Afrika. Langsam schält sich der europäische Mensch aus all den Kompliziertheiten des europäischen Daseins heraus und wird reiner Naturmensch, der keine sinnlosen Konventionen kennt. Dreck ist Staub und Wasser. Also hinein. Mein Velo lasse ich auf dem schmalen gangbaren Weg rollen. Denn es hat ja keine solchen Stiefel an wie ich. In der untersten Talsohle ist ein kleiner Weiher, wo der Chef von Karov eben ein Fußbad nimmt. Er stellt sich vor — Mwin Karov = Herr von Karov. Ich begrüße ihn feierlich. Der gute Mann hat sich bei seinem Fußbad eine prächtige Malaria oder etwas ähnliches geholt, was ihn dann auf ein schlimmes Krankenbett geworfen hat. Er ist leider auf dem Weg nach Kapanga, wo er auf das Büro kommen muß. Sonst ginge er wieder mit mir zurück. Ich sage ihm, ich komme jetzt in alle Dörfer, um die heilige Messe zu lesen. Er ist Heide, freut sich aber doch aufrichtig und sagt mir die Namen aller Christen. Soviel ich zusammenzählen kann, scheint es ein schönes Trüppchen zu sein. Noch einmal ein Weiher, wo eine Schar Kinder sich am Wasser vergnügt. Wie sie mich sehen, kommen sie auf mich zu mit viel Gebrüll. Noch schnell einen Schluck Wasser aus dem Weiher (!) und dann mir nach. Den Berg hinauf stoßen sie mein Velo, bergab hängen sie sich daran und lassen sich mitziehen. Wie die Knöpfe laufen können! Und die Atemtechnik, die sie haben. Trotz des Tempos finden sie noch Luft zur Unterhaltung mit mir. Ich verstehe zwar nichts, denn ich muß aufpassen, um keines niederzufahren und nicht selber unter die eigenen Räder zu kommen. Es ist weit bis Karov. Ich schätze 6 bis 7 km von Chikut Mbang aus. Aber der Weg ist bis auf die genannten Plätze gut. Wieder wunderbare Palmenstraße. Im Dorf selber ist nicht viel los. Die meisten Leute sind auf dem Feld und kommen erst in einer Stunde heim. Ich erfahre doch, was ich wissen will und verspreche meinen Besuch für Freitag $\frac{1}{2}$ 8 Uhr. Der Heimweg ist gemütlich, denn ich kann mir Zeit lassen. Der Westen ist von ruhiger Klarheit, aber im Osten ballen sich Wolken zusammen, die mir ein zu langes Verweilen doch unratsam erscheinen lassen. Rund um den Feuerlilienbaum untersuche ich jedes Fleckchen Boden, ob nicht irgendwo ein Samenkorn aufgegangen wäre. Aber nichts. In Chikut Mbang kehre ich noch einmal an und frage den Chef nach dem Baum und nach eventuellen Samen. Es ist der einzige in der Gegend, sagt er, und Samen trägt der Baum nicht. Soviel ich ihn aber verstanden habe, kann man ihn mit Stecklingen weiterverbreiten. In Kapanga läuft mir mein Freund Albert Kasong nach. Ich solle zu den Schwestern gehen und fragen, ob sie keine Frau für ihn hätten. Das tue ich dann auch sofort und frage die Oberin: Schwester Oberin, haben Sie mir keine Frau? Sie kennt solchen Mädchenhandel offenbar und fragt mich sofort: Für Sie oder für einen anderen? Natürlich für meinen Freund Albert. Zur Zeit weiß ich nichts. Unsere Katechumenen sind schon alle vergeben. Ein Kapitel eigener Art ist der große Mangel an christlichen Frauen. Die Knaben besuchen mindestens in vierfacher Überzahl die Schule und dementsprechend den Religionsunterricht und werden somit zur Taufe zugelassen. Unsere Schwestern entsprechen einem dringenden Bedürfnis, wenn sie Mädchenschulen eröffnen.

Am nächsten Morgen also geht es nach Chikut Mbang. Wie eine gotische Kirche mutet mich der Säulenwald der Palmen an. Der Chef, der in wilder Ehe lebt, d. h. in Ehe mit einer Heidin, kniet neben dem Altar. Perle um Perle des Rosenkranzes gleitet durch seine Hände. Ich fühle es bei jedem Besuch, daß er so froh wäre, wenn seine Frau getauft werden und er mit ihr eine kirchliche Ehe schließen könnte. Wie nirgendwo anders ist es mir in diesem Dorf klar geworden: Erhebet euere Augen und seht, wie die Felder reif sind zur Ernte. Herr, sende Arbeiter, sende Schnitter und Werkzeuge — beide sind notwendig, denn DU bedienst Dich ja immer der Kräfte und Mittel und des guten Willens Deiner Geschöpfe. Nach der heiligen Messe betet wieder das ganze Dorf für Christen und Heiden. Dann kommt die Monverteilung. Wenn ich mich nicht sehr täusche, war auch der Zauberer bei der heiligen Messe anwesend. Wollte er wie Simon Magus etwas für seine schwarze Kunst profitieren? Oder ist er der göttlichen Gnade zugänglicher, als es sein Beruf erwarten und erscheinen läßt? Auch er hat eine unsterbliche Seele und ist vielleicht besten Willens, wenn er richtig gefaßt werden kann. Betet darum, Brüder und Schwestern in der Heimat, um Licht und Klugheit für die Missionäre, daß sie nicht zu unfähige Werkzeuge der göttlichen Vorsehung seien. Vielleicht hat der Zauberer auch gefürchtet, von der Monvergebung ausgeschlossen zu werden, wenn er nicht zum Beten kommt. Obwohl das Dorf Chikut Mbang nicht sehr groß ist, hat es dort doch allerhand Akish = Götzen und Zauberhüttchen vor den Häusern. Diese Akish, die vor den Häusern in den Boden eingegraben werden, sind Holzschnitzereien mit zwei Gesichtern und langen Ohren. Die Gesichter sind manchmal bunt bemalt oder getupft. Zwischen die Ohren eingeklemmt tragen sie oft kleine Holzstäbchen. Ob es Jagderfolge sind, die dem Akish zugeschrieben wurden oder aufgetragene Jagdwünsche oder sonst etwas, konnte ich nicht erfahren. Dazu muß man völliges Vertrauen der Leute genießen. Aber es wäre wohl interessant, einmal all diesen Auffassungen nachzuspüren. Doch vorerst haben wir wichtigere Dinge zu tun. Vor einem Haus stehen noch zwei kleine Strohnüttchen mit Kegeldach. Das Häuschen hat die Größe eines kleinen Regenschirmes. Darunter hängen Ziegenhörnchen, mit Mon = Gift gefüllt, jagdbare Tiere wie Antilope, Nilpferde, Elefanten, auch wohl ein Löwe und ein Leopard — aus Holz oder Horn oder Elfenbein grob geschnitzt. Die andere Hütte ist etwas größer und sitzt mit dem Dach auf dem Boden auf. Was darunter ist, konnte ich nicht sehen. Neugierig benehmen wollte ich mich auch nicht, um nicht unanständig zu erscheinen und irgendwie Anstoß zu erregen. In Chikut Mbang ist ein Christ, der vor seiner Taufe eine heidnische Frau genommen hatte. Er kam nach der heiligen Messe und fragte, ob er nicht beichten und kommunizieren könne? Er sei schon vor der Taufe mit dieser Frau zusammengewesen. Es besteht kein Hindernis, wenn ihr schon vorher miteinander verheiratet waret — was allerdings schwer festzustellen ist —. Rufe deine Frau, sagte ich. Sie kam und warf mir einen Blick zu, der mir hätte Angst einflößen können, wenn ich es schnell mit der Angst zu tun hätte. Schmallend, mit verschränkten Armen stand sie seitlich neben mir. Wie heißt du? Keine Antwort. He, Mütterchen, sage mir doch deinen Namen. Wieder nichts. Dann sagte mir eine andere Frau: Sie heißt Kat. So einen schönen Namen hast du, Kat, wudé, wudé, maku, kalombo. Da schaute sie mich an und — lächelte. Höre Maku, dein Mann ist Christ und du Heidin. Er will jetzt wieder beichten und kommunizieren. Willst du trotzdem bei ihm bleiben? Bwat — nein. Und wieder hatte sie ihre Schmallmaske über die Ohren gezogen und schaute mich an, als wollte sie sagen: Er soll es probieren, dann habe ich ihm den letzten Ruk gekocht. Aber Maku, ihr habt ja bisher so friedlich miteinander gelebt, das soll doch jetzt so bleiben. Wieder ein rundes, hartes Nein. Mir wollte die Galle hochsteigen über dieses Weibsbild. Der Mann stand daneben und schaute in die Welt hinein, als ob er seinen Kopf bereits verspielt hätte. Aus seiner ganzen, tief demütigen Haltung konnte ich „das bisherige, friedliche Zusammenleben“ herauslesen. Armer Tropf, du hast wahrscheinlich nichts zu lachen neben dieser Tante. Ich fuhr ein schweres Geschütz auf: Höre, Maku, und wenn du immer Heidin bleiben willst und dann stirbst, was geschieht dann mit dir? Du kommst dann nicht in den Himmel, sondern in das Feuer. Das ist doch schade um dich, mir tut das Herz weh — marr nakash — wenn eine so gute Frau einmal nicht in den Himmel kommen soll. Jesus Christus liebt dich und möchte dich in den Himmel führen. Da schaut sie mich an mit

einem Blick, der mir voller Rätsel ist. Sie hat vor irgend etwas Angst. Vor was? Mein Gott, wenn ich doch dieses Menschenkind in seinem Fühlen und Denken verstehen könnte. Ich klopfte ihr auf die Schultern und auf den Kopf. Höre, Maku, bleibe jetzt bei deinem Mann, auch wenn er jetzt wieder zum Beten geht, und ich komme wieder zurück zu euch und werde auch dir das Beten zeigen. Du wirst dann viel Freude haben. Jesus Christus wird dir dann das Mon für die Seele geben. Er liebt dich sehr, sicher, sicher. Mein Gott, denke ich, wenn ich nur die Sprache beherrschte! Wir wollen mit dem Beten anfangen, nicht wahr Maku, auch du? Ihre vorige Sicherheit ist doch etwas erschüttert und sie sagt, — gut. Ist es aufrichtig, ist es, um mich loszuwerden? Ich weiß es nicht. Betet, Ihr Lieben in der Heimat, für solche Frauen vom Samariterbrunnen. Diesmal gehts ohne Rosemarie in Richtung Karov. Blauer Himmel, weiße Wolken, Palmen und Baumriesen, Elefantengras und Buschdickicht — wie schön ist doch Deine Welt, o Herr! Es fährt sich schon wesentlich leichter ohne Rosemarie. Sie hat das Gefühl für den Fahrer noch nicht heraus, sondern sitzt einfach starr und steif auf dem Sozios. In Karov kehre ich kurz an und frage nach dem Weg nach Rufunde. Der Häuptling rät mir dringend ab. Es sei weit, der Weg sei schlecht und es komme ein Gewitter. Ich muß gehen, Tatuku. Auf Wiedersehen. Ein Troß von Kindern hinter mir her. Auch einige größere Buben gehen mit. Um diese bin ich froh — man weiß ja nie, wie der Weg aussieht. Zuerst geht es steil den Berg hinunter. Vor mir Schilf und Wasser. Absteigen und sondieren. Schnell fassen die Buben das Velo und stoßen es durch den Schlamm hindurch. Dann kommen wir zur „Brücke“. Ja Brücke. Der Bach ist breit und scheint ziemlich tief. Im Wasser liegen vier, fünf dicke Bretter, die das letzte Hochwasser durcheinandergewirbelt hat. Einer der Buben springt kühn hinauf auf das mittlere Brett. Es neigt sich leicht zur Seite, aber das flinke Kerlchen ist schon in Sicherheit. Mein Velotransporteur macht es ihm nach, und dann tue ich das gleiche. Es geht alles prächtig. Dann geht es durch dickes Wasser oder dünnen Schlamm zu einer zweiten Brücke. Sie ist wesentlich besser. An der ersten Brücke ist die Schar der kleinen Buben hängengeblieben. Sie nehmen offenbar ihr Morgenbad. Dazu gehört aber ein Geschrei, daß man staunt über die Stimmgewalt der kleinen Dickbäuche. Die kleinen Mädchen bleiben an der zweiten Brücke zum Bad zurück. Yang nawamp, rufen mir die Knirpse nach . . . reise gut. Ich winke zurück und rufe das Gleiche. Sie spritzen schon alle im Wasser herum. Viel Arbeit mit dem Kleiderablegen haben unsere Negerkinder ja nicht. Zum Teil lassen sie alles an und waschen es gleichzeitig. Eine Frau kommt uns entgegen mit einer riesigen Schüssel Maniokwurzeln auf dem Kopf. Sie geht die Wurzeln wässern, daß sie ihr Gift verlieren. Der Anstieg auf die Höhe von Rufunde ist lang. Schließlich bin ich das Gehen müde. Die beiden Buben springen neben mir her, leichtfüßig wie eine Antilope. Oben auf dem Grat rufen sie mir zu: mau, mau, schnell, schnell. Sie wollen offenbar ihre Schnellfüßigkeit zeigen. Die wären gut zum „Murtenlauf“. 3 bis 4 km im Velotempo neben mir her — und es geht gegen 10 Uhr. „Rufunde war früher hier“, sagt einer der Buben. Jetzt liegt es dort. Noch 200 Meter, dann liegt das Dorf vor uns in einer stillen Bucht des grünen Grasmeeres. Meine Begleiter führen mich zum Häuptling. Ein freundlicher alter Herr. Er sitzt neben seinem Sohn auf einem Leopardenfell. Auf das war der Herr Sohn allerdings nicht gefaßt. Er ist Christ und Schüler der fünften Klasse. Er sollte in der Schule sein, hat aber Malaria und wartet jetzt, bis das Fieber vorüber ist. In Rufunde sitzen nur wenige Christen — vielleicht ein halbes Dutzend. Was soll ich mit ihnen tun? Auch hier ist eine einzige Möglichkeit: Abendmesse gegen 4 Uhr oder besser zwei Messen am Werktag, daß ich den weiten Weg nicht zweimal pro Woche machen muß. Es ist weit und der Weg ist schlecht. Der Durst plagt mich — aber Wasser zu trinken ist strengstens verboten, wenn man nicht eine Krankheit auflesen will. Ich war oft erstaunt über das Zeug, das diese Menschen zusammensammeln. Man braucht sich da über allerhand Darmschmarotzer gar nicht wundern. Nun auf zu meinem letzten Dorf — das noch 7 oder 10 km weiter hinten liegen soll. Aber der Häuptling rät mir dringend ab. Unser Schüler sagt mir das gleiche. Man muß bis zu den Knien im Wasser waten. Dazu stehe das Schilf und Gras so dick, daß man nicht durchkomme. Ich bin nun zwar mißtrauisch gegen diese Beteuerungen — aber schließlich lasse ich mich doch belehren und wende mein Rößlein heimwärts. Heute nehme ich die Rosemarie noch mit nach Hause — aber

das nächste Mal muß ihre Schwester hierbleiben — denn jedesmal einen Meßkoffer hierher mitzunehmen ist ein Luxus, den ich mir nicht leisten kann. Zu Hause suche ich mir eine größere Blechkiste mit Schloß, packe alles hinein, was ich zur heiligen Messe brauche, alles, alles. Dann noch ein Schloß daran, und die Schwester der Rosemarie ist bereit. Jetzt sitzt sie abwechslungsweise zwei Wochen in Karov und dann wieder zwei Wochen in Chikut Mbang. In der Trockenzeit wird sie nach Rufunde und ins letzte Dorf Katemp fahren. O Trockenzeit, o Trockenzeit, du kannst mir sehr gefallen. Da ist das hohe Gras niedergebrannt, die Wasserläufe sind leer und die Pfade trocken, daß man nicht in Rutschgefahr kommt. Aber vorerst regnet es noch einen Monat lang, und so lange heißt es sich gedulden.

Die Rosemariengeschichte ist länger geworden als sie sollte. Vielleicht kann sie bei Euch, liebe Brüder und Schwestern in der Heimat, Liebe zur Mission wecken, Teilnahme am Los der guten Menschen, die immer noch in Nacht und Todes-schatten, in Sünde und seelischer Unsicherheit sitzen. Betet für sie und betet für die Missionäre um Eifer und Kraft, um Klugheit und Furchtlosigkeit. Sendet Helfer und Helferinnen nach, daß, wenn wir — müde von der Arbeit — einmal die Hände in den Schoß legen müssen, daß dann junge Kräfte da sind, die das entfallende Siegeszeichen des Herrn weitertragen in 20, in 50, in 200 Dörfer des Lundalandes. Unterstützt auch weiterhin die Mission finanziell: Jeder Krieg kostet Geld — auch der Krieg für Gott und seine Sache.

Frohe Ostern und Pfingsten und einen goldenen Sommer wünscht Euch allen

Euer P. Albert